

ANNE DE VRIES

UND ANDERE

IM FLUG DURCHS KINDERJAHR

EIN LESE- UND VORLESEBUCH FÜR UNSERE KLEINEN



IM FLUG DURCHS KINDERJAHR

IM FLUG

DURCHS KINDERJAHR

mit Beiträgen von Friedrich Güll, Christian Morgenstern, Heinz
Vonhoff, Joop van de Weg,
Anne de Vries u. a.
und Illustrationen von Hans Deininger

herausgegeben von
Anne de Vries



FRIEDRICH BAHN VERLAG
KONSTANZ

Die holländischen Texte entstammen dem Buch: „NOG EVEN VOORLEZEN“, Verlag
Dijkstra, Zeist, und wurden von Doris Edel ins Deutsche übertragen

9.—13. Tausend 1976

© Friedrich Bahn Verlag, Konstanz

Überzugentwurf: Hans Deininger

Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH., Memmingen

Druck: Max Jacob KG, Konstanz

Bindearbeiten: Georg Gebhardt, Ansbach

Printed in Germany

ISBN 3-7621-4519-9

Das alte Jahr vergangen ist

Das alte Jahr vergangen ist;
wir danken dir, Herr Jesu Christ,
daß du uns in so großer Gfahr
so gnädiglich behüt' dies Jahr.

Hilf, daß wir fliehn der Sünde Bahn
und fromm zu werden fangen an;
der Sünd im alten Jahr nicht denk,
ein gnadenreiches Jahr uns schenk

zu loben und zu preisen dich
mit allen Engeln ewiglich;
o Jesu, unsern Glauben mehr
zu deines Namens Ruhm und Ehr.



Januar

Der erste Schnee

Ei, du liebe, liebe Zeit,
ei, wie hat's geschneit, geschneit!
Rings herum wie ich mich dreh,
nichts als Schnee und lauter Schnee.
Wald und Wiesen, Hof und Hecken,
alles steckt in weißen Decken!
Und im Garten jeder Baum,
jedes Bäumchen voller Flaum!

Auf dem Sims, dem Blumenbrett
liegt er wie ein Federbett!
Und der Schlot vom Nachbarhaus,
wie possierlich sieht er aus:
Hat ein weißes Müllerkäppchen,
hat ein weißes Müllerjöppchen!
Meint man nicht, wenn er so raucht,
daß er just sein Pfeiflein schmaucht?

Und gar draußen vor dem Haus! —
Wär nur erst die Schule aus!
Aber dann, wenn's noch so stürmt,
wird ein Schneemann aufgetürmt,
dick und rund und rund und dick,
steht er da im Augenblick.
Ei, ihr lieben, lieben Leut,
was ist heut das eine Freud!

Hanni macht eine Besorgung

Hanni macht eine Besorgung. Das kann sie gut, denn sie ist schon sechs Jahre alt. Tief in ihrer Manteltasche liegt das Geld. Viel Geld. Drei Geldstücke hat Mutter hineingesteckt. Das sind drei Mark. Dafür kann man eine Menge kaufen. Eine ganze Menge. Aber diesmal kauft sie nichts. Sie muß zum Schuhmacher, Schwesterchens Stiefel sind dort. Und jetzt muß Hanni sie wieder holen. Das ist keine schwierige Besorgung. Hanni macht manchmal viel schwierigere Besorgungen. Der Schnee auf der Straße ist hart geworden, er ist jetzt so schön glatt. Hanni läuft ein Stück, dann schlittert sie ein Stück. Das geht fein, und sie kommt schnell vorwärts.

Hier ist schon die Schusterwerkstatt. Der Schuster sitzt hinter dem Ladentisch. Darauf stehen viele Schuhe. Ob er sie wohl alle heute gerichtet hat? Dann kann er es gewiß sehr rasch.

„Ich möchte die Schuhe von meinem Schwesterchen abholen, Herr Schuhmacher“, sagt Hanni höflich.

Der Meister setzt die Brille auf die Nasenspitze. Er muß erst mal sehen, wer das Mädchen ist. Dann wühlt er in einem großen Haufen Schuhe herum. Ja . . . Hanni sieht sie schon. Schwesterchens braune Schuhe. Vorsichtig holt Hanni die Geldstücke aus der Tasche. Eins, zwei, drei. Sie legt sie in einer Reihe auf den Ladentisch.

„Soll ich sie in ein Papier wickeln?“ fragt der Schuhmacher. Hanni nickt. Das Papier ist ein bißchen klein, doch der Meister nimmt es trotzdem. Auf der einen Seite hängt ein Schuhbündel heraus. Aber das macht nichts, Hanni hat es nicht weit nach Hause. Sie bekommt nichts zurück von den drei Mark. Das ist gut, dann muß sie auch nicht darauf aufpassen.

Ein Stück gehen — ein Stück schlittern — ein Stück gehen — ein

Stück schlittern. Es geht ebensoschnell wie auf dem Hinweg. Noch um eine Ecke, dann ist sie schon wieder zu Hause. Sie hält das Päckchen unter den Arm geklemmt. Geschwind noch die Rutschbahn vor der Tür. Schade, Mutter macht schon die Tür auf. Sie hat Hanni sicher kommen sehen.

„Ich hab so fein geschlittert, Mammi, die Straßen sind überall ganz glatt.“

„Schön, gib mir die Schuhe, dann darfst du noch ein bißchen draußen bleiben.“

Fein, Hanni will schon wieder davonlaufen. Doch da sagt Mutter bereits: „Nanu, Hanni, da ist ja nur ein Schuh im Papier. Wo ist der andre?“

Hanni macht große Augen. Der andre? Sie hat doch zwei Schuhe beim Schuhmacher bekommen! Vielleicht hat sie ihn unterwegs verloren!

„Schnell“, sagt Mutter, „such ihn, Fräulein Guck=in=die=Luft! Was soll dein Schwesterchen mit einem Schuh anfangen?“

Bums, die Haustür ist ins Schloß gefallen. Mutter ist ein bißchen böse, Hanni hat es genau gesehen. Vielleicht liegt der Schuh irgendwo im Schnee.

Hanni läuft eilig durch die Straße. Sie schlittert nicht mehr, sie hält die Augen offen. Sie muß doch Schwesterchens Schuh finden. Sie sucht den Hausmauern entlang, dem Bordstein entlang, überall. Doch nirgends ist der Schuh zu sehen. Hanni bekommt ein bißchen Angst. Wenn sie ihn nicht findet? Schuhe sind sehr teuer, und diese sind noch fast neu. Erst einmal beim Schuhmacher gewesen. Mutter schimpft sicher, und Vater vielleicht auch.

Hier ist schon die Werkstatt. Sie sieht den Schuhmacher auf seinem Stuhl. Vor dem Laden liegt auch kein braunes Stiefelchen. Was soll sie nur tun? Noch einmal suchen.

Wieder geht Hanni nach Hause zurück. Sie denkt nicht mehr ans Schlittern. Sie denkt nur noch an den Schuh, der einfach so aus dem Papier gerollt ist. Ein paarmal bleibt sie stehen, um die Tränen abzuwischen. Die tropfen wie von selbst über ihr Gesichtchen.



Schon ist sie wieder in ihrer Straße. Und immer noch kein Schuh zu sehen! Nach Hause zu gehen, wagt Hanni nicht. Der schöne Nachmittag ist auf einmal ein trauriger Nachmittag geworden.

An der Ecke steht ein Polizist. Er ist gerade aus dem großen, hölzernen Haus gekommen. Dort ist der Polizeiposten. Hierhin bringt man die Diebe, und die Polizisten essen hier ihr Vesperbrot. Hanni schaut den Mann an. Soll . . . soll sie es tun? Wird er nicht böse werden? Hanni macht einen Schritt, dann noch einen. Sie geht auf den Polizisten zu und fragt ein wenig ängstlich: „Herr . . . haben Sie . . . ich habe . . . er gehört meinem Schwesterchen . . .“

Der Polizist weiß nicht, was sie meint. Er beugt sich tief zu Hanni hinunter. Auf einmal hat Hanni keine Angst mehr. Die Augen des Polizisten sind ganz nahe und schauen sie so freundlich an.

„Ich hab einen Schuh von meinem Schwesterchen verloren. Haben Sie ihn vielleicht gefunden, Polizist?“

Der Polizist lacht . . . und nickt. „Ja“, sagt er dann. „Ein braunes Stiefelchen mit einem offenen Schuhbändel. Eine Frau hat es gerade bei uns abgegeben. Komm nur mit.“

Und da geht Hanni einfach so in das große hölzerne Haus hinein. Das Haus der Polizei. Sie hat nicht einmal Angst, denn der Polizist hält sie an der Hand.

„Schau mal, ist das der Schuh deines Schwesterchens?“

Ja . . . ja . . . herrlich . . . da ist er wieder. Hanni packt ihn geschwind. „Vielen Dank, Polizist.“ Sie will schnell fort zur Mutter, aber der Polizist ruft: „Halt, halt, nicht so rasch! Zuerst muß ich noch deinen Namen aufschreiben und deine Wohnung.“

Dann darf Hanni gehen. Sie ist wieder ganz fröhlich. Sie rennt nach Hause und läutet ganz lang.

Mutter ist genauso froh wie Hanni, als sie den Schuh wieder sieht. Sie gibt Hanni ein dickes Stück Sonntagskuchen. „Hier, für die ausgestandene Angst. Du hast nicht gut aufgepaßt; doch vielleicht hätte Mami dir eine Tasche mitgeben sollen. Das nächstemal mach es besser, Hanni!“

Hanni nickt und denkt: Fein, daß die Frau den Schuh sofort auf die Polizei gebracht hat. Und dann fragt sie: „Darf ich jetzt noch ein bißchen draußen schlittern?“

Ja, Hanni darf. Jetzt ist der Nachmittag wieder genauso schön wie am Anfang.

Von einem Sauerkraut ohne Wurst

Tommy liegt in seinem großen Korb neben dem Ofen. Tommy schläft. Aber nicht richtig, nein, er tut nur so. Er hat die Augen fest zu, aber wenn Mutter ins Zimmer kommt, macht Tommy die Augen ein klein bißchen auf. Und dann wedelt er ein wenig mit dem Schwanz. Bald — wenn Jakob aus der Schule kommt — hat Tommy keine Zeit mehr zum Schlafen. Dann muß er mit Jakob spielen. Dann rennen sie herum und machen wilde Spiele. Das liebt Tommy sehr. Jakob liebt es auch. Jakob ist ein kleiner Wildfang und Tommys bester Freund.

Aber vorher essen sie noch. Das ist jeden Tag so. Mutter ist schon wieder ins Zimmer gekommen. Sie hat die Tür offen gelassen. Einen Spalt weit. Tommy ist auf einmal ganz wach. Denn durch den Türspalt kommt ein herrlicher Duft.

Schwupp, schon ist er aus dem Korb gesprungen. Er streckt sich, nun wedelt er mit dem Schwanz und spaziert zur Küche. Fast alle guten Sachen kommen aus der Küche. Meist ist die Tür zu, dann kann Tommy nicht hinein. Doch diesmal ist es anders. Sanft stößt er mit der Schnauze die Tür auf. Siehst du — hier riecht es noch viel besser. Mmmm . . .

Mutter ist nicht da. Sicher ist sie in dem Keller. Mit einem Sprung steht Tommy auf dem Küchenstuhl. Siehst du wohl, oh, siehst du wohl . . . Auf dem Tisch steht ein Teller. Und auf dem Teller liegt eine große, runde, dicke Wurst. Sie ist noch warm, sie dampft noch. Wie lecker muß sie sein, die große dicke Wurst. Tommy leckt sich mit seiner langen Zunge die Schnauze. Seine Augen funkeln.

Und dann . . . happ! macht Tommy. Mit der langen Wurst im Maul rennt er weg. In den Garten? Nein, da sieht Mutter ihn vielleicht. Nein. Schnell in den Korb beim Ofen.

Happ, happ. Große Stücke beißt Tommy von der Wurst ab. Wie lecker sie schmeckt! So eine Wurst kann er gut allein fressen! Doch halt. Tommy spitzt die Ohren. Kommt da jemand? Ja, da geht schon die Küchentür. Oh, wenn Mutter ihn sieht! Er versteckt lieber schnell den Rest. Wo? Ja, Tommy weiß schon einen prächtigen Platz.

Auf der einen Seite des Ofens steht Vaters großer Stuhl. Darauf liegt ein Kissen.

Tommy springt mit der halben Wurst auf den Stuhl und schiebt mit den Pfoten das Kissen zur Seite. So — unter dem Kissen ist ein schönes Plätzchen für die feine Wurst. Da liegt sie gut versteckt. Gerade zur rechten Zeit ist Tommy wieder in seinem Korb. Denn draußen klingelt jemand. Sicher ist es Jakob . . .

Jakob kommt aus der Schule. Als Mutter ihm aufmacht, ruft er schon: „Tag, Mammi, essen wir bald? Ich habe so einen Hunger.“ Mutter lacht.

„Natürlich, was denkst du denn. Es gibt Sauerkraut mit Wurst.“

„Fein, Mammi, Sauerkraut. Das mag ich gern! Und Wurst mag ich noch lieber . . . Wo ist Tommy . . . ? Tommy, wo bist du?“

Da, endlich bequemt sich Tommy, seinem kleinen Herrn guten Tag zu sagen. Sonst rennt er schon in den Gang, wenn Jakob klingelt.

„Komm, Tommy, wir gehen schnell ins Eßzimmer. Heute gibt's Sauerkraut mit Wurst. Auch für dich.“

„Jakob, Jakob“, ruft Mutter aus der Küche. „Jakob, komm schnell.“ Was ist bloß los? Jakob fliegt geradezu in die Küche.

Mit großen, erschreckten Augen steht Mutter mitten in der Küche. „Schau mal, die Wurst ist fort. Eben lag sie noch auf dem Teller, und jetzt ist sie fort.“

Mutter und Jakob schauen die Küchentür an. Sie stand offen, und dahinter liegt der Garten.

„Vielleicht ist eine Katze in der Küche gewesen“, sagt Mutter.

„Oder vielleicht hat Tommy es getan“, sagt Jakob.

Mutter schüttelt den Kopf. „Das ist fast nicht möglich, Tommy war immer im Eßzimmer. Schau mal draußen nach, Jakob.“



Jakob durchsucht den ganzen Garten. Nirgends eine Spur. Ist es am Ende doch Tommy gewesen?

„Tommy, wo ist die Wurst?“ sagt Jakob, als er wieder hereinkommt.

„Wuff“, antwortet Tommy.

„Weißt du, wo die Wurst ist? Sag es schnell dem Herrchen.“

„Wuff“, antwortet Tommy wieder.

„Wir wollen essen“, sagt Vater, der inzwischen heimgekommen ist. Mutter kommt herein mit einer Schüssel voll Sauerkraut. Sie ist ein bißchen ärgerlich.

„Schade um die schöne Wurst“, sagt sie. „Wenn Tommy es nun doch gewesen ist . . .“

Jakob bekommt ein wenig Angst und ißt seinen Teller schnell leer. Er merkt nicht einmal, wie gut das Sauerkraut schmeckt. Er muß immerfort an die Wurst denken.

Nach dem Essen sucht Jakob noch einmal überall. Tommy muß aus seinem Korb heraus. Jakob dreht das Kissen um und um. Nirgends eine Spur . . . Vielleicht hat Tommy es doch nicht getan! Gut möglich, daß eine Katze hereingeschlichen ist, während Mutter weg war. Da hört er Vater lachen. „Schaut mal . . . nein . . . die gute Hose!“ Mutter kommt, Jakob kommt, Tommy kommt auch.

„Ich wollte im Lehnstuhl ein Nickerchen machen . . . Hierher, du Taugenichts von einem Hund. Was hast du getan? Darfst du Würste stehlen?“

Und Tommy bekommt einen tüchtigen Klaps. Er winselt ein bißchen. Er denkt: Warum darf ich die Wurst nicht haben? Ich mag doch so gern Wurst. Viel lieber als Sauerkraut.

„Wenn er es noch einmal tut“, sagt Mutter, „sperren wir ihn in den Keller.“

„Hörst du, Tommy“, schimpft Jakob. „Und dieses Stückchen bekommst du nicht mehr. Das geben wir einem andern Hund. Das ist deine Strafe.“

Tommy kriecht eilig zurück in seinen Korb beim Ofen. Er macht die Augen zu. Aber er schläft nicht. Er tut nur so!

Vom Zwerglein, das nicht aufstehen wollte

Rrrr — rrrr — rrrr!

Im kleinen Zwergenhäuschen läuft der Wecker ab.

Rrrr — rrrr — rrrr!

Was für ein Lärm!

Knöpfchen erwacht. Wie spät ist es eigentlich?

Durch die Vorhänge fällt ein wenig Licht . . . Knöpfchen seufzt tief. Wie dumm, daß es wieder Morgen ist. Knöpfchen hat die Nacht viel lieber. Dann kann man so schön im weichen Bett liegen. Unter der warmen Decke.

Klingelingeling!

Knöpfchen hätte sich am liebsten noch ein bißchen aufs andere Ohr gelegt. Aber jetzt muß er aufstehen. Brrr, wie kalt ist es heute!

Klingelingeling!

„Ja, ja, ich komm ja schon! Nur die Ruhe . . . Morgen Milchmann, du bist heute aber früh dran!“

„Früh?“ brummt der Milchmann. „Es ist bereits acht Uhr. Die andern Zwerge sind alle schon aufgestanden.“

„So, so. Aber es ist eisigkalt heute morgen. Und ich muß noch einen Besuch machen. Weit weg, bei meinem Freund Heinzelmännchen.“

„Dann mußt du bald gehen, Knöpfchen. Denn heute wird das Wetter schlecht. Das sagen alle.“

„Na, Milchmann, so schlimm wird es schon nicht werden.“

„Ja, Knöpfchen, du mußt es selbst wissen. Hier im Wald sieht man nicht viel vom Himmel. Aber dort draußen . . . Auf Wiedersehen, Knöpfchen, ich muß weiter.“

„Auf Wiedersehen, Milchmann.“

Knöpfchen stellt den Milchtopf auf den Tisch.

Brrr, wie kalt es heute ist!

Im Bett war es schön warm. Knöpfchen schaut es an. Soll ich . . . noch ein bißchen in die Federn? Aber der Ofen muß angeheizt werden . . . die Wohnung aufgeräumt . . . und zum Heinzelmännchen muß er auch noch.

Brrr — wie kalt!

Knöpfchen fährt aus den Pantoffeln. Eins, zwei, hopp — schon liegt er unter der Decke. So ein faules Knöpfchen.

Wie warm ist das Bett geblieben! Knöpfchen zieht die Decke über die Ohren und fünf Minuten später schläft er schon wieder.

Der Wecker tickt aus Leibeskräften. Aber ablaufen, ganz laut, so rrrr — rrrr — rrrr, nein, das kann er nicht mehr.

Erst eine lange Weile später wird Knöpfchen wieder wach. Er seufzt tief, streckt sich und schaut auf den Wecker.

Was, schon elf Uhr? So spät ist er noch nie aufgestanden! Nun aber heraus aus den Federn!

Er schaut durchs Fenster. Draußen ist es noch immer grau und kalt.

„So“, sagt Knöpfchen, nachdem er den Ofen angeheizt und sich gewaschen hat, „und jetzt zum Heinzelmännchen!“

Er zieht seine wärmsten Kleider an und schlingt ein wollenes Halstuch um den Hals; und dann zieht Knöpfchen los.

Es ist ganz still im Wald. Die Zwerge sind sicher beim Essen. Sie haben ja schon den ganzen Morgen gearbeitet.

Schau, da steht ein Spatz vor der Haustür. Er schaut zum Himmel hinauf. „He, Spatz, suchst du die Vögel?“

„Nein, Kerl“, sagt Spatz, „ich schau den Himmel an. Ich sage dir: das Wetter wird schlecht.“

„Spatz, so schlimm wird es schon nicht werden. Ich gehe zum Heinzelmännchen.“

„Wie du meinst, Knöpfchen. Ich bleibe lieber zu Hause.“

Knöpfchen zuckt die Achseln. Sie alle denken wohl, daß er schon am Morgen hätte zu Heinzelmännchen gehen sollen. Tja, da schlief er noch . . . Es wird schon nicht so schlimm mit dem Wetter werden. Knöpfchen fängt an zu pfeifen.

Hm, was ist das. Eine große weiße Flocke kommt vom Himmel herunter. O schau, noch eine, noch eine. Es schneit. Er schreitet schneller aus. Was für große, dicke Flocken. Es kommen immer mehr. Der Wind beginnt zu blasen. Es singt in den Bäumen. Die Schneeflocken werden wieder hoch in die Luft gewirbelt, und dann kommen sie wieder zurück und fallen auf die Erde und auf die Äste und auf den Kopf von Knöpfchen.

Endlich, hier ist Heinzelmännchens Haus. Seine Frau öffnet ihm die Tür.

„Aber nein, du bist es, Knöpfchen? Du wagst es, bei diesem schlechten Wetter zu kommen?“

Ach, fast wird Knöpfchen böse.

„Fangt ihr auch schon an, vom schlechten Wetter zu reden? Was schadet das bißchen Schnee und Wind schon? Ich habe keine Angst davor.“

„Komm herein, komm herein“, ruft Heinzelmännchen von drinnen, „der Tee ist schon fertig.“

Knöpfchen reibt sich die Hände. Er vergißt das Schimpfen, denn hier ist es sehr gemütlich. Der Ofen brennt so prächtig, und alles sieht so sauber aus!

Draußen heult der Wind. Es stürmt jetzt. Und es schneit. Im Nu ist alles weiß.

Als Knöpfchen seine Besorgung ausgerichtet und Tee getrunken hat, wagt er es nicht, bei diesem Schneesturm wegzugehen.

„Was für ein Wetter“, sagt Heinzelmännchen immer wieder. „Du kannst jetzt nicht nach Hause, Knöpfchen.“

Ganz früh ziehen sie die Vorhänge zu und zünden die Lampe an. Heinzelmännchens Frau deckt den Tisch.

Knöpfchen bereut es schon lange, daß er nicht am Morgen gegangen ist. Er hat auch Hunger. Der Magen knurrt.

„Ißt du etwas mit uns, Knöpfchen, du kannst doch noch nicht fort?“

„Gern“, sagt Knöpfchen schnell.

Oh, oh, hör doch, wie der Wind heult. Wäre er doch schon zu Hause! Knöpfchen sagt nicht viel. — Er macht sich Sorgen.

Als es Zeit ist, ins Bett zu gehen, hören sie den Wind nicht mehr. Heinzelmännchen und Knöpfchen gehen zusammen vor das Haus. Es schneit nicht mehr, aber der Schnee liegt tief.

„Ich gehe heim“, sagt Knöpfchen. „Auf Wiedersehen, und vielen Dank für das Abendessen.“

Knöpfchen geht los. Er möchte gern tapfer sein, aber oh, er wird so schnell müde! Er kommt fast nicht vorwärts.

Immer wieder versinken seine Beine im tiefen Schnee.

Und wie still ist es im Wald! Still und weiß.

Sie haben alle recht gehabt mit dem schlechten Wetter. Jetzt ist er hier allein in der Kälte und in der Nacht. Ab und zu muß er stehenbleiben, um die Beine aus dem Schnee zu ziehen. Oh, soviel Schnee hat Knöpfchen noch nie in seinem Leben gesehen. Er seufzt.

Nach einiger Zeit hält Knöpfchen plötzlich an. Kann das sein? Er ist viel zu weit gegangen. Schau, hier fängt ein neuer Weg an. Ist er etwa an seinem Häuschen vorbeigelaufen?

Knöpfchen geht wieder zurück. Er paßt jetzt gut auf. Ja hier, hier bei diesem Baum muß es sein. Doch wo ist nur sein Häuschen? Er sieht es nicht.

Da bekommt Knöpfchen es mit der Angst zu tun. Was ist geschehen? Hat er kein Häuschen mehr? Alles ist still und weiß. Große Tränen steigen in Knöpfchens Augen.

Da schaut der Mond um eine Ecke. Der Mond sieht die dunklen Bäume im Wald und auch das kleine Zwerglein. Der Mond sieht die ganze weiße Welt. Er findet sie prächtig.

„He, Zwerglein, was machst du da draußen in der Kälte? Gehörst du nicht in dein warmes Bettchen?“

„O Mond, lieber Mond“, schluchzt Knöpfchen, „ich kann mein Häuschen nicht finden. Ich habe kein warmes Bettchen mehr.“

„Sag, Zwerglein, siehst du den Schneeberg da vor dir? Dort mußst du ein Loch graben. Aber schnell, ich leuchte dir auch.“

Knöpfchen schaut den Schneeberg traurig an. Ja, dort hat sein Häuschen gestanden. Und jetzt steht ein Schneeberg da. Mit zwei Händen fängt er an zu graben. Der Mond gibt gutes Licht.

Halt, was ist das Hartes im Schnee? Jetzt schnell weitergraben. Und sieh, das ist . . . das ist ein Stück vom Dach, vom Dach seines Häuschens, seines eigenen, lieben Häuschens!

„Siehst du es, Mond?“

Der Mond zwinkert mit den Augen.

So schnell er kann, gräbt Knöpfchen weiter. Es wird ihm ganz warm dabei. Da kommen schon die Fenster, und dort ist die Tür.

„Auf Wiedersehen“, ruft der Mond, „ich gehe weiter. Schlüpf jetzt schnell ins Bett und steh morgen früher auf als heute.“

Wie glücklich ist Knöpfchen über sein Häuschen. Er schämt sich ein bißchen. Denn wenn er zu Hause gewesen wäre, hätte das nicht geschehen können. Dann hätte er sofort den Schnee weggeschippt. Ich will versuchen, nicht mehr so faul zu sein, denkt Knöpfchen, und dann schlüpf er unter die wollene Decke und schläft ein.

Februar

Ausfahrt

Schlitten vorm Haus,
steig ein, kleine Maus!
Zwei Kätzchen davor,
so geht's durch das Tor,
zwei Kätzchen dahinter,
so geht's durch den Winter.

Hinein ins Feld,
wie weiß ist die Welt!
Auf einmal, o weh!
kleine Maus liegt im Schnee,
kleine Maus liegt im Graben;
wer will sie haben?

Schlitten vorm Haus,
wo blieb kleine Maus?
Die Kätzchen, miau,
die wissen's genau:
„Hat nicht stillgesessen,
da haben wir sie gefressen.“

Der Nachbarsjunge

Nur ein kleines Häuschen steht auf der einen Seite der Straße. Es hat ein schiefes Fenster und eine häßliche alte Tür. Das Dach hat Löcher, und der Gartenzaun ist auch kaputt.

In dem kleinen alten Häuschen wohnte früher ein sehr alter Mann; darum konnte er auch nicht mehr alles in Ordnung bringen, was kaputtging. Er konnte es auch nicht heilmachen lassen, denn dann hätte er dafür bezahlen müssen. Und der alte Mann war arm, er hatte nie Geld.

Jetzt ist er reich; aber jetzt wohnt er auch nicht mehr in dem alten Häuschen. Jetzt wohnt er im Himmel beim lieben Gott. Und in seinem kleinen Häuschen hat lange Zeit niemand gewohnt.

Das kleine Minchen, das auf der anderen Seite der Straße wohnt, muß das Häuschen jeden Tag anschauen. Die Tür bleibt immer fest geschlossen, und das wacklige Fenster wird immer schmutziger.

Doch einmal — an einem Morgen — ruft Minchen laut: „Mutti, sieh mal!“ Denn vor dem Häuschen steht der Wagen des Zimmermanns. Und der Zimmermann mit seinem Arbeiter steht auch da. Die machen das ganze Häuschen wieder schön. Es kommt auch noch ein Maler und ein Mann, der das Dach in Ordnung bringt. Jeden Tag kann Minchen etwas Neues sehen.

Das geht so eine ganze Woche.

Dann kommt niemand mehr, und das Häuschen ist wieder leer. Es ist immer noch klein, aber es ist nicht mehr so häßlich. Ein paar Tage lang gibt es für Minchen nichts zu sehen. Doch dann steht wieder ein Wagen vor der Tür. Auf dem Wagen befindet sich ein großer Stuhl, ein Tisch, ein Bett, ein Stuhl, ein Schrank und noch vieles andere.

Das wird alles in das kleine Haus getragen. Minchen machte große

Augen. Und am Nachmittag drückt Minchen fast die Nase am Fenster platt. Denn was sie nun sieht . . .

Gerade vor dem Häuschen hält das Auto des Doktors. Aus dem Auto steigt eine Frau mit einem Kind auf dem Arm.

Aber wie merkwürdig, es ist kein kleines Kind, nein, das Kind ist so groß wie Minchen. Es ist sicher schon fünf Jahre alt.

Ganz vorsichtig trägt die Frau den Jungen ins Haus. Der Doktor folgt ihr. Nun ist die Tür wieder zu, und Minchen sieht nichts mehr. Nur noch das funkelnde Auto. Es glänzt so schön; Minchens Haus spiegelt sich darin.

Etwas später fährt der Doktor wieder fort, ohne die Frau und den Jungen.

Minchen kann es nicht begreifen.

Doch jetzt ist das Gesicht des kleinen Jungen am Fenster zu sehen.

Minchen sieht noch etwas. Der Junge liegt in einem Bett.

Und oh, jetzt versteht Minchen alles. Der kleine Kerl ist natürlich krank.

Darum hat ihn der Doktor gebracht, und darum hat er nicht laufen dürfen.

„Mutti, hör mal.“

Minchen rennt in die Küche.

„Das ist schlimm, nicht wahr, Mutti, wenn man umziehen muß und krank ist.“

Mutter nickt.

„Ja, das ist sehr schlimm. Ich werde heute abend hinübergehen und fragen, ob ich der neuen Nachbarin helfen kann. Ich glaube, daß sie ganz allein mit dem kranken Jungen ist.“

„Darf ich dann mit, Mutti?“

Mutter lacht.

„Heute abend? Dann liegst du schon lang im Bett. Aber morgen darfst du etwas Gutes hinüberbringen. Ich hab noch einen Topf Kirschen im Schrank, das ist gut für ein krankes Kind.“

Oh, wäre es doch schon Morgen! Jetzt dauert es noch den ganzen Abend und die ganze Nacht. Sie möchte doch so gern den kleinen

Jungen besuchen. Sie will ihm das neue Bilderbuch bringen, dann hat er etwas zum Anschauen. Und wenn er ganz lieb ist, darf er ihre schöne Puppe ein bißchen zu sich ins Bett nehmen. Aber nur wenn er ganz lieb ist . . .

Schon ist es Morgen geworden. Vater rasiert sich in der Küche, und Mutter deckt in der Stube den Tisch. Minchen springt eilig aus dem Bett.

„Mutti, bist du gestern noch bei dem kleinen Jungen gewesen?“

Mutter nickt.

„Ja, er heißt Rudolf.“

„Ist er sehr krank?“

„Ja, du darfst nach dem Frühstück ein wenig mit ihm spielen. Dann erzählt er es dir selber.“

„Soll ich die Spielsachen mitnehmen und die Kirschen?“

„Ja“, sagt Mutter, „aber wasch dich jetzt und zieh dich an, dann können wir frühstücken.“

Oh, wie neugierig ist Minchen auf den kleinen Nachbarsjungen! Sie ist viel schneller fertig als sonst, doch als sie soweit ist und Vater weggeht, darf sie doch noch nicht hinüber. Mutter findet es noch viel zu früh.

Minchen steht wieder vor dem Fenster. Endlich sagt Mutter: „So, jetzt kannst du gehen.“

Da geht Minchen nun. In der Hand hält sie den Kirschentopf, das Bilderbuch hat sie unter den einen Arm geklemmt, die Puppe unter den andern.

Rudolfs Mutter öffnet ihr die Tür.

„Guten Morgen, kleine Nachbarin, kommst du zu meinem Jungen? Geh nur hinein, er erwartet dich schon.“ Mit diesen Worten schiebt sie die Kleine ins Zimmer.

Jetzt wird Minchen fast ein bißchen verlegen. Aber Rudolf ist gar nicht verlegen.

„Fein sind die Kirschen“, ruft er fröhlich. „Bist du das Minchen?“

Minchen nickt. Sie legt die Puppe und das Buch aufs Bett.

Rudolf nimmt beides an sich.

„Bist du sehr krank?“ fragt Minchen leise.

Rudolf nickt. „Ziemlich, ich kann nicht gehen. Genau wie der Mann in der Bibel, weißt du? Der hatte auch lahme Beine.“

Minchen erschrickt. Mit großen Augen schaut sie Rudolf an.

„Kannst du“, flüsterte sie, „kannst du nie mehr gehen?“

„Doch, natürlich. Aber das dauert vielleicht noch lange.“

Minchen möchte noch mehr über Rudolfs Beine wissen. Aber der Junge freut sich über den Besuch und findet es schade, die ganze Zeit von seinen kranken Beinen zu reden.

Er will wissen, wie die Puppe heißt und ob sie richtige Haare hat.

Er will das Buch ansehen und sich mit Minchen über die Bilder unterhalten.

Sie haben große Freude an dem Schweinchen mit dem Hut . . . das steht auch im Buch.

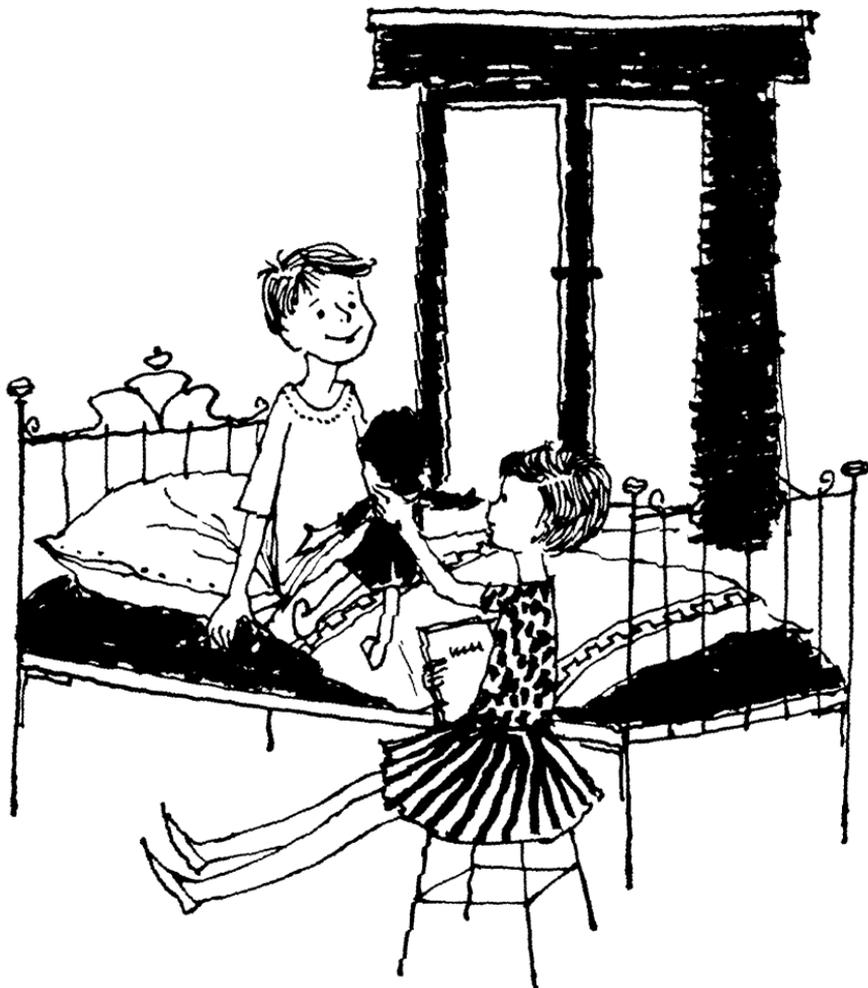
Und als Rudolfs Mutter jedem ein Glas Schokolade bringt, ist die Besuchszeit schon fast um.

„Wirst du morgen wieder mit mir spielen?“ fragt Rudolf, als Minchen geht.

„Ja“, verspricht Minchen, „und dann bring ich etwas anderes zum Spielen mit. Und wenn ich zu Hause bin, mußt du mir winken.“

Daheim erzählt Minchen alles, was sie erlebt hat. Und Mutter erzählt ihr, daß Rudolf keinen Vater mehr hat, der arbeiten und Geld verdienen kann. Darum wohnen sie jetzt in so einem winzigkleinen Häuschen.

„Aber sie sind trotzdem nicht arm“, sagt Mutter, „denn sie haben einander sehr lieb. Und Rudolf ist alle Tage froh und glücklich, weil er weiß, daß der Herr Jesus ihn und seine Mutter liebhat.“



Streit in der Nacht

Pscht, es ist Nacht. Alle großen und kleinen Leute schlafen. Draußen ist es dunkel und ganz still. Im Zimmer ist es noch dunkler und noch stiller. Fifi, der Hund, schläft in der Küche, und die Puppen schlafen in der Spielzeugtruhe.

Pscht, jetzt schläft die ganze Welt, die ganze dunkle Welt.

Aber was ist das für ein feines Geräusch im Zimmer? So leise, daß man es fast nicht hören kann?

Es ist nur ein ganz feines Flüsterstimmchen, doch wenn man gut hinhört, kann man es verstehen.

Es kommt von der Fensterbank.

„Ihr seid alle häßlich“, sagt das Stimmchen, „nur ich bin schön. Schaut nur meine prächtigen roten Blumen an. Ich habe auch den schönsten Namen von allen, denn ich heiße Geranie.“

„So“, antwortete ein anderes Stimmchen, „da mußt du mich einmal anschauen. Meine Blüten sind zwar kleiner, aber hast du je ein so schönes Rosenrot gesehen? Und solche glänzendgrünen Blättchen? Die Menschen nennen mich Brunnenkresse.“

„Ihr seid mir Prahlhänse!“ ertönt eine dritte Stimme. „Die Pflanzen mit Blüten denken immer, daß sie die schönsten sind. Aber das ist nicht wahr. Ich trage keine Blüten, und doch bin ich viel schöner als ihr. Denn ich bin eine Hängepflanze. Wenn ihr aufgehängt werdet, ruft jedermann: Oh, die arme Pflanze stirbt! So schlecht seht ihr dann aus. Ihr bringt das Kunststück nicht fertig, ihr wißt nicht einmal, wie ihr hängen müßt.“

„Halt den Mund, Hängepflanze“, sagt die Begonie vornehm, „es ist schade, daß die Menschen alle im Bett sind. Denn wenn sie euch hören könnten, würden sie sagen: Ihr versteht alle nichts davon, denn die Begonie ist die schönste von allen Pflanzen.“

„Jetzt wird es mir aber zu bunt“, ruft die Klivie, und sie flüstert nicht mehr, denn sie ist böse, „ihr vergeßt wohl alle, daß ich die älteste von euch bin. Ich war als erste hier, und in ein paar Wochen bekomme ich eine prächtige, große rote Blume. Die Knospe könnt ihr schon sehen. Diese Woche war Großmama zu Besuch, und da hörte ich sie sagen: ‚Was für eine schöne Pflanze ist doch die Klivie!‘ Ich bin die älteste und die schönste.“

Jetzt werden die andern Pflanzen auch böse. Die eine ruft dies, die andere das, und alle finden sich selbst am schönsten.

Sie vergessen ganz, daß sie nur flüstern dürfen, und reden immer lauter. Selbst die vornehme Begonie ist nicht mehr vornehm und versucht, die andern zu übertönen.

Doch ein kleines Pflänzchen beteiligt sich nicht an dem Geschrei. Es verkriecht sich ganz in seine Ecke. Es hat ein bißchen Angst vor all den lauten Stimmen. Ich bin nur ein gewöhnlicher Farn, denkt es. Ich trage nie Blüten, und ich stehe auch nur in einem gewöhnlichen Topf.

Das Farnpflänzchen steht ganz still in seiner Ecke, doch . . . auf einmal merkt die Geranie, daß der Farn nicht mitstreitet.

„Schaut mal das kleine Farnpflänzchen an, Kinder, das hat nicht den Mut, den Mund aufzumachen. Und es tut gut daran, denn es ist wirklich die kleinste und häßlichste Pflanze.“

Jetzt schauen alle die Farnpflanze an. Sie vergessen ihren Streit und beginnen, sie zu necken und auszulachen.

Der arme Farn möchte sich vor Scham hinter den Vorhängen verstecken.

Nur die Klivie nimmt den Farn in Schutz. „Laßt das Farnpflänzchen in Ruhe, es hat euch doch nichts getan!“ Sie zanken noch eine Weile weiter, aber als der Mond hinter den Wolken hervorschaut, wird es still auf der Fensterbank. Sie reden nur, wenn es dunkel ist und niemand sie sieht.

Und endlich fallen sie alle in tiefen Schlaf.

„Komm, Lisbeth“, sagt Mutter, „die Großen sind in der Schule,

jetzt machen wir zusammen das Wohnzimmer. Zuerst müssen wir den Pflanzen Wasser geben. Schau, da ist ein gelbes Blatt und da noch eins. Nimm sie nur ab. Und wer hat mein Farnpflänzchen so in die Ecke geschoben? Ich hab es so besonders gern. Immer ist es gleich schön, und es hat so feine, zarte Blättchen!“

Die Pflanzen auf der Fensterbank hören, was Mutter sagt. Sie schauen alle das kleine Farnpflänzchen an. Sie trauen ihren Ohren nicht. Findet Mutter das Farnpflänzchen wirklich so schön?

„Und diese, Mutti, und diese, die sind auch schön!“

Hört, was Lisbeth sagt! Jetzt erfahren sie sicher, wer von ihnen die schönste ist. Denn Mutter weiß es natürlich am besten. Sie richten sich auf, um noch größer zu erscheinen. Wie neugierig sind sie auf Mutters Antwort!

Mutter schaut alle Pflanzen der Reihe nach an. Die Geranie, die Begonie, die Klivie in ihrem großen Topf, das kleine Farnpflänzchen in der Ecke, die rosenrote Brunnenkresse . . .

„Nun“, sagt sie langsam, „ich finde alle schön. Und weißt du warum? Weil Gott, der Herr, sie alle wachsen läßt. Wir können keine Pflanzen oder Blumen oder Bäume machen.

Wir können ihnen nur ein bißchen Wasser aus dem Wasserhahn geben, mehr nicht. Aber Gott läßt jedes Jahr alles wieder wachsen; jedes Pflänzchen und Blümchen ist ein Wunder Gottes.“

Lisbeth nickt, ja, das weiß sie.

Aber die Pflanzen, die schämen sich sehr. Sie hatten geglaubt, daß sie sich selber so schön gemacht hätten. Sie hatten es zwar einmal besser gewußt, aber sie hatten es wieder vergessen. Sie hatten sogar noch darüber gestritten. Sie hatten sogar das kleine Farnpflänzchen gequält.

Wie schämen sie sich nun! Sie wollen nie mehr darüber streiten, wer die Schönste von ihnen ist.

Gertrud hütet ihr Schwesterchen

„Trudel, willst du etwas für mich tun?“

„Ja, Mutti, soll ich Kohlen holen?“

„Nein, das habe ich schon getan, etwas viel Schwierigeres. Paß auf dein Schwesterchen auf. Ich muß jetzt zum Einkaufen.“

Das Schwesterchen hüten? Findet Mutter das schwierig? Trudel findet das nicht. Das kann sie gut, sie hat gar keine Angst. Sonst wartet Mutter immer, bis der Vater heimkommt, aber jetzt ist das nicht mehr nötig. Trudel ist doch vor einer Woche sechs Jahre alt geworden.

„Hör, Trudel, das Schwesterchen schläft, laß es ruhig liegen. Dann wird es nicht wach. Und wenn es klingelt, darfst du nicht aufmachen. Mutti ist in einer halben Stunde wieder zurück.“

Trudel steht am Fenster und winkt der Mutter nach.

So, jetzt bin ich die Mutter, denkt sie. Schnell mal sehen, ob das Schwesterchen auch schläft. O ja, es hat die Äuglein zu. Ein Füßchen guckt unter der Decke hervor, das deckt Trudel vorsichtig zu.

Nun sollte Trudel eigentlich an dem blauen Pullover stricken, das tut Mutter auch immer des Nachmittags. Aber Trudel kann noch nicht stricken, schade. Mutti muß ihr das beibringen. Wenn sie dann wieder einmal das Schwesterchen hütet, wird sie auch stricken. Warte, sie wird Mutter überraschen. Sie wird die Nähschachtel aufräumen. Dann sagt Mutter sicher, wenn sie zurückkommt: „Wie schön sieht es auf einmal in der Nähschachtel aus.“

Trudel leert die Schachtel auf den Tisch und tut die Spulen zu den Spulen, die Nadeln ins Nadelkissen, die Knöpfe in die Knopfdose . . . Mutter wird sicher froh sein, daß sie Trudel beim Schwesterchen gelassen hat. Ist die halbe Stunde schon um —? Mutter kommt lange nicht wieder, und es ist so still im Haus. Es wäre eigentlich viel gemütlicher, wenn Schwesterchen wach wäre.

Rrrr, rrrr, rrrr!!

Erschreckt läßt Trudel Mutters Fingerhut zu Boden fallen. Wie laut die Klingel ist!

Noch einmal: Rrrr, rrrr, rrrr!

Trudels Herz klopft laut.

Rrrr, rrrr!

Oh, da haben wir es. Jetzt ist das Schwesterchen von all dem Lärm wach geworden.

Es ist sicher auch erschrocken, denn es fängt laut zu weinen an.

Ängstlich geht Trudel zur Wiege.

„Still, still, Trudel ist hier. Hat dich die böse Klingel so erschreckt? Mich auch, sei still, weine nicht.“

Vorsichtig streichelt Trudel Schwesterchens Kopf. Hilft das? O nein, das Schwesterchen weint noch lauter. Es möchte sicher, daß Mutter kommt.

Ach, wäre Mutter doch schon zurück! Trudel findet das Aufpassen auf einmal nicht mehr lustig. Sie hat Tränen in den Augen. Wenn das Schwesterchen bloß still wäre!

Schau, das Schwesterchen wird ganz rot. Es schreit. Es strampelt und schlägt um sich, Trudel bekommt Angst. Richtige Angst. Sie wagt schon gar nicht mehr, das Schwesterchen anzuschauen. Sie will es auch nicht mehr hören. Sie hält sich die Ohren zu und betet leise: „Lieber Herr Jesus, mach, daß Mutti bald kommt.“

Die Tränen laufen ihr über die Backen.

Sie hört das Schwesterchen immer noch, obwohl sie die Finger in die Ohren gesteckt hat. Und dann reißt Trudel die Tür auf, läuft durch den Gang und rennt die Treppe zum Boden hinauf. Die Speichertür zieht sie fest hinter sich zu.

So, jetzt hört sie nichts mehr. Hier ist es still. Und sie will nie, nie mehr das Schwesterchen hüten, nie mehr Mutter spielen.

Arme Trudel. Da sitzt sie nun allein auf dem Speicher und schluckt leise vor sich hin. Wenn nur Mutter nach Hause käme . . .

Und unten im Zimmer? Das Schwesterchen ist eingeschlafen. Seine



Füßchen sind jetzt ganz nackt. So hat es gestrampelt. Aber jetzt schläft es wieder ruhig.

Klick . . . ein Schlüssel gleitet ins Haustürschloß . . . Mutter ist wieder zurück. Leise macht sie die Zimmertür auf und schaut lachend um die Ecke . . . Nanu, nirgends eine Trudel? Schnell schaut Mutter in die Wiege. Das Schwesterchen hat geweint, das sieht Mutti. Als sie es zudecken will, wird es wach und fängt zu schreien an.

„Komm ein bißchen zu Mutti.“

Ja, das will das Schwesterchen gern. Jetzt ist es gleich wieder still. Aber wo ist nur Trudel? Mit dem Kindchen auf dem Arm durchsucht Mutter das ganze Haus. Alle Zimmer, die Küche . . . nirgends ist Trudel zu sehen.

Jetzt macht sich Mutter doch Sorgen. Vielleicht ist Trudel auf die Straße gegangen . . . Aber das wäre sehr ungehorsam, und das ist Trudel sonst nie.

Mutter hat noch den Mantel an. Mit großen, ängstlichen Schritten geht sie hinaus. Sie hat das Schwesterchen in eine Decke gewickelt, es muß eben auch mit. Vielleicht sind Kinder auf der Straße, die Trudel gesehen haben.

Wie elend sich Mutter auf einmal fühlt . . .

Auf dem Speicher ist es mucksmäuschenstill. Trudel weint nicht mehr.

Sie denkt, daß sie doch kein tapferes Mädchen ist. Sie ist fortgelaufen und hat das Schwesterchen allein gelassen. Das tut ein großes Mädchen von sechs Jahren nicht . . . Leise macht Trudel die Speichertür auf. Sie horcht . . . Das Schwesterchen scheint wieder eingeschlafen zu sein. Auf den Zehenspitzen geht sie die Treppe hinunter . . . Da, die Zimmertür steht auf.

Leise, wie ein Mäuschen, geht sie zur Wiege.

Und dann . . . Das Schwesterchen ist nicht mehr da!

Jetzt weiß sich Trudel keinen Rat mehr. Jetzt weint sie genau so laut wie vorher das Schwesterchen.

Was wird Mutter sagen, und wie böse wird Vater sein! Klick . . . Wieder geht der Haustürschlüssel. Diesmal hört Trudel es.

Das ist Mutter! Sie fliegt in den Gang: „O Mutti, Mutti, unser Kindchen ist fort.“

Sie stürzt wild auf Mutter zu und steckt den Kopf tief in Mutters Mantel.

„Trudel, Kind, still, still. Schau, was ich hier habe.“

Trudel blickt in Mutters Gesicht, Mutter lacht. Sie sieht das Schwesterchen mit seinen blauen Äuglein . . .

Trudel kann es nicht begreifen. Aber Mutter auch nicht, und das Schwesterchen schon gar nicht.

Und dann erzählt Trudel von der Klingel und der Nähschachtel und vom weinenden Schwesterchen . . . Alles erzählt sie. Auch daß sie so Angst gehabt und sich auf dem Dachboden versteckt hat, um nichts zu hören.

Mutter erzählt auch. Von der Straßenbahn, die nicht kommen wollte, und wie sie Trudel gesucht hat.

Und dann fängt das Schwesterchen an zu erzählen! „Ta=ta=ta“, es patscht mit den Händen in Trudels Gesicht. „Ta=ta=ta“. Es will jetzt nicht mehr schlafen. Mutter setzt schnell Teewasser auf, und Trudel räumt weiter die Nähschachtel ein.

Gut, daß der schreckliche Nachmittag vorüber ist.

März

Die vier Jahreszeiten

Frühling bringt die ersten Blumen
zu dem ersten bunten Strauß,
Veilchen suchen wir und Primeln,
jubelnd ziehen wir hinaus.

Kommt der Sommer dann gegangen,
bringt er Korn und duftges Heu,
und die reifen roten Kirschen
schenkt er uns auch noch dabei.

Doch der gütigste von allen
ist der Herbst, der gute Mann.
Äpfel, Pflaumen, Birnen schenkt er,
mehr, als man nur essen kann.

Und zuletzt kommt noch Herr Winter,
deckt mit Eis die Teiche fest,
und er bringt als schönste Gabe
uns das liebe Weihnachtsfest!



Es ist erst März

In der Stube nickt und lacht der große Ofen.

Er tut ganz vornehm.

„So“, sagt er, „der Winter ist vorbei, und ich bin mit der Arbeit fertig. Jetzt kann ich mich ausruhen und muß nichts mehr arbeiten. Heute hat Mutter mich innen und außen sauber gemacht; jetzt bin ich so schön! Wie jemand, der seine Sonntagskleider anhat.“

Die Tische und Stühle im Zimmer hören dem Ofen zu. Sie haben nie Ferien. Auf den Stühlen sitzt man jeden Tag, und der Tisch wird fast immer benutzt.

Aber der Ofen, ja, der wird nur im Winter gebraucht. Den ganzen Sommer lang kann er ausruhen. Die Möbel sind fast ein bißchen neidisch auf den Ofen.

„Paß nur auf“, sagt der Tisch da, „Mutter hat dich zwar so schön hergerichtet, aber der Winter ist eben erst vorbei. Auch der Frühling kann noch kalt sein.“

Sie schauen alle nach draußen. Die Sonne scheint so herrlich warm in die Stube, nein, man wird wohl keinen warmen Ofen mehr brauchen. Der alte Lehnstuhl, in dem schon der Großvater gesessen hat, will auch etwas sagen: „Ofen, Ofen, du weißt noch lang nicht alles, denn du bist noch recht jung. Aber ich will dir jetzt etwas erzählen: Die Menschen machen ihre Häuser ganz sauber, wenn der Frühling kommt, und dann denken sie, daß die Kälte vorbei ist. Aber das ist fast nie der Fall. Oft wird es noch so kalt, daß sie schnell wieder den Ofen anheizen.“

Darüber muß der große Ofen lachen. Er steht so schön glänzend vor dem Kamin, er lacht sie alle aus.

„Davon versteht ihr nichts, es ist herrliches Wetter draußen, das sieht doch ein Blinder! Und wenn auch die Sonne einen Tag lang

nicht scheint, dann heizt Mutter deswegen den schönen sauberen Ofen noch lange nicht an. Paßt auf, ich kann jetzt ganz lang schlafen. Vielleicht bis zum nächsten Winter.“

„Das glaub ich nicht“, flüstert die Teekanne den um sie herumstehenden Tassen zu. „Es kann noch sehr kalt werden, es ist erst März.“

„Nun“, sagt der Ofen darauf, „wir werden sehen, wer recht hat. Wenn ich nicht mehr brennen muß, dann hab ich gewonnen. Aber wenn ich doch brennen muß, dann dürft ihr mich auslachen.“

„Gut, gut, gut“, rufen sie von allen Seiten, „wir wollen sehen, wer am klügsten ist.“

Dann sind sie auf einmal ganz still, denn Mutter ist in die Stube gekommen.

Drei Tage sind vergangen. Drei herrliche, warme Frühlingstage. Die Kinder gingen schon ohne Mantel zur Schule, und Mutter ließ den ganzen Tag die Fenster im Haus auf. Im Garten öffneten sich die Tulpen, und die Osterglocken läuteten ein fröhliches Frühlingsliedchen.

Aber . . . eines Nachts frieren die Blumen auf der Fensterbank, die Vorhänge wehen hin und her, und das Gartentörchen beginnt zu klappern.

Was ist passiert?

Oh, hör nur, der Wind ist gekommen. Uh, wie er tobt und was für eine Kälte er mitbringt! Glücklicherweise wird es bald hell. Aber die Sonne ist nicht zu sehen. Sie versteckt sich hinter dicken grauen Wolken.

„Kinder, zieht die Mäntel an“, ruft Mutter, „es ist wieder kalt geworden.“

Vater holt sein wollenes Halstuch wieder zum Vorschein. Und gerade als er hinausgehen will, fallen dicke Hagelkörner vom Himmel. Brrr! Sie sind aus Eis und ganz kalt. Alle Leute stellen den Kragen hoch, und alle Mütter denken: Schnell noch eine Tasse Kaffee, das wärmt angenehm.

Mittags kommen die Kinder aus der Schule zurück. Sie sind naß und verfroren und gehen gleich an den Ofen.

„O Mutti, der Ofen ist kalt, hast du ihn nicht angeheizt?“

„Spielt ein bißchen“, sagt Mutter da, „dann werdet ihr von selbst warm.“

Um sechs Uhr kommt der Vater heim. Er schüttelt die Tropfen vom Hut und verkriecht sich schnell in Großvaters altem Lehnstuhl. Er schaut den kalten Ofen ein bißchen böse an.

„Frierst du, Vater? Hier, ich habe einen Teller mit warmer Suppe, das tut gut.“

„Ich hätte lieber einen warmen Ofen“, brummt der Vater vor sich hin.

Und was geschieht nach dem Essen?

Während Mutter die Kleinen zu Bett bringt, holt der Vater Papier und Holz und Kohlen und . . . heizt den Ofen an.

„Fein, Vater“, rufen die großen Kinder, die noch ein bißchen aufbleiben dürfen.

Die Möbel im Zimmer lachen leise in sich hinein. Nur der Ofen macht ein verdrießliches Gesicht. Jetzt hat er doch den kürzeren gezogen, und die andern haben recht behalten und machen sich über ihn lustig.

Das hat er nun von seinem Hochmut.

Zwei kleine Heinzelmännchen

Tick=tick=tick=tick, singt der Regen auf den Fensterscheiben. Eben hat noch die Sonne geschienen, und jetzt ist alles naß draußen.

Tocketocketock=tocketocketock. Dicke Hagelkörner fallen aus den grauen Wolken herunter. Sie trommeln laut auf das Dach und machen einen Heidenlärm. Sie bleiben nicht liegen, nein, sie tanzen gleich wieder davon und kollern wild durcheinander in den Garten.

Ihr armen kleinen Blumen draußen! Bekommt ihr all den Hagel ab? Das habt ihr nicht gern, nicht wahr? Ihr habt eben erst die Köpfchen aus dem Boden gestreckt. Der Frühling hat noch nicht einmal angefangen. Doch sieh! Schon ist der Hagel wieder weg. Statt dessen schneit es. Schöne weiße Schneeflöckchen, die im Nu alles weiß machen. Fein, bald können wir wieder Schlitten fahren.

Das Schwesterchen und ich zusammen auf dem Schlitten . . . Und Mammi zieht uns. Ja, das machen wir. Und so fahren wir zu Großvati und Großmutter.

„Mammi, Mammi, schau mal! Soviel Schnee!“

Mutter kommt ans Fenster.

„Was für ein schlechtes Wetter“, sagt sie, „da können wir unmöglich zu den Großeltern.“

„Doch, Mammi, das ist gerade so fein, dann nehmen wir den Schlitten. Du ziehst, und das Schwesterchen und ich fahren.“

Mutter muß lachen.

„Das geht nicht, mein Junge, in einer Stunde ist der Schnee wieder weg. Dann sind die Straßen nur noch naß. Schau, da kommt schon wieder die Sonne.“

Ja, wahrhaftig. Woher kommt die Sonne bloß so schnell? Eben war der Himmel noch tiefschwarz, und jetzt ist er wieder prächtig blau. Das begreife ich nicht. Mammi sagt, das ist immer so, wenn der

Frühling bald kommt. Sonnenschein, Regen, Hagel, Schnee . . . alles an einem Tag . . . aber ich möchte doch zu den Großeltern. Mammi hat es mir heute versprochen.

„Hör Mammi, gehen wir denn nicht zu Großvati und Großmutter?“
Oh, ich sehe es schon, Mammi muß es zuerst noch überlegen. Ich sehe es ihren Augen an.

„Ich habe es euch versprochen“, sagt Mutter, „aber es ist so naß draußen. Ihr müßtet eigentlich beide einen Regenumhang haben.“

„O ja, Mammi, einen Regenumhang mit einer Kapuze dran!“

„Ich weiß etwas“, sagt Mutter da. „ich weiß etwas, Kinder. Wir fahren mit dem Autobus in die Stadt und kaufen zwei Regenumhänge. Wie findet ihr das?“

Ja, hurra, das ist fein . . . Auch das Schwesterchen jauchzt vor Freude! Ja, ein Umhang, das ist noch viel feiner als Schlitten fahren . . . Komm nur, Schwesterchen, halt mich gut fest. Ich bin schon ein bißchen groß, und du bist noch ein bißchen klein . . . Oh, wie glänzt der Omnibus vor Nässe . . . Doch drinnen ist er warm und trocken . . . Das ist ein Fest, mit Mammi in die Stadt! . . . Was wird Großmutter wohl sagen, wenn wir so schöne Regenumhänge haben? Und der Pappi, wenn er heute abend nach Hause kommt!

Schau, hier ist schon das Geschäft . . . Leise gehen, Schwesterchen, in so einem schönen, großen Laden! Halt mich nur fest, du mußt keine Angst haben vor all den fremden Frauen.

„Was wünschen Sie?“

„Regenumhänge für die Kinder“, sagt Mammi.

Da kommt das Fräulein schon. Es hat den ganzen Arm voll davon. Schwarze, blaue, rote . . .

Rote finde ich am schönsten. Mammi hängt zuerst dem Schwesterchen einen um. So einen schönen roten. Das Schwesterchen findet ihn prächtig. Es tanzt damit vor dem Spiegel hin und her. Die Kapuze steht aufrecht, Schwesterchens Lockenköpfchen ist ganz darunter versteckt . . . Was sagt das Fräulein da?

„Ich habe noch so einen, ein bißchen größer. Sollen wir ihn dem Bruder anziehen?“

Jetzt wird es erst richtig fein. Jetzt sind wir fast wie Zwillinge. Beide mit so einem schönen roten Regenumhang . . . Ach Mammi, liebe Mammi, nimm sie bitte. Ich finde sie so schön . . . Hurra, Schwesterchen, Mammi nimmt sie . . . ! Sie geht an die Kasse und sagt: „Die Kinder können den Umhang anbehalten; es regnet schon wieder.“ Das Schwesterchen und ich hüpfen aus dem Laden, so froh sind wir. Jetzt schnell zu Großmutter! Zuerst mit dem Omnibus und dann noch ein Stück weit zu Fuß.

Mammi hat den Schirm aufgespannt . . . Wir brauchen keinen Schirm, wir haben einen feinen Regenumhang.

Großvater öffnet die Haustür. „Guten Tag, ihr Drei“, sagt er, und dann schaut er uns mit großen Augen an.

„Was ist denn das, hast du zwei Heinzelmännchen mitgebracht? Ich habe gedacht, daß du deine Kinder mitbringen würdest. Nein, nein, Heinzelmännchen dürfen nicht herein. Geht schnell wieder zurück in den Wald.“

O Großvati, erschrick uns doch nicht so! Dürfen wir wirklich nicht hinein?

„Aber wir sind doch keine echten Heinzelmännchen — schau mal, wir sind es selber.“

Mir steigen die Tränen in die Augen . . . Ich bin doch kein Heinzelmännchen, ich bin der Bruder und das ist das Schwesterchen . . . Schnell die Kapuze ab, dann sieht Großvati es genau.

„Ach, was seh ich? Wahrhaftig der Bruder und das Schwesterchen. Kommt nur herein.“

Großmutter steht im Gang. Sie muß lachen und ruft: „Habt ihr wirklich geglaubt, daß Großvater es ernst meinte? Es war doch nur Spaß. Ihr seid unsere Heinzelmännchen, jawohl!“

Wir sind sehr froh. Es ist zwar nett, ein Heinzelmännchen zu sein, aber es ist gar nicht fein, bei Regen in den Wald zu müssen.

Und heute abend, heute abend erschrecken wir den Pappi . . . Dann ziehen wir wieder die Umhänge an, und dann sagen wir: Der Bruder und das Schwesterchen sind nicht mehr hier. Die Heinzelmänn-

chen sind ins Haus gekommen . . . Und wenn Pappi dann auch fast weinen muß, ziehen wir schnell die Kapuzen ab. Das ist dann eine große Überraschung.

Nicht verplappern, denk daran!

Fritzens Osterfest

Ach, wie muß der arme Fritz husten: Üche—üche—üche!

Mutter meint: „Fritz, du kannst nicht in die Schule mit deinem Husten.“

Fritz erschrickt. Nicht in die Schule? Meint Mutter das im Ernst? Er kann heute nicht zu Hause bleiben. Denn heute erzählt die Lehrerin wieder aus der Bibel, und er muß doch wissen, wie die Geschichte weitergeht von den bösen Menschen, die den Herrn Jesus gefangennahmen und schlugen und — und ihm sehr weh taten. Es war alles so traurig. Heute kann er nicht zu Hause bleiben. Vielleicht haben die bösen Menschen ihn wieder zu seinen Jüngern gehen lassen. Die Lehrerin weiß es genau; es steht in der Bibel.

„Ach nein, Mutti, nicht zu Hause bleiben. Ich bin doch gar nicht krank.“

Mutter schaut den Vater an. „Was meinst du dazu, Vater?“

Vater schaut zuerst hinaus. „Draußen ist es trocken“, sagt er dann, „die Sonne scheint, laß ihn nur gehen.“

Fein, Vater, erlaubt es. Fritz legt sich ein dickes Halstuch um und eilt nach draußen, bevor er wieder husten muß.

„Und dann . . .“ erzählt die Lehrerin, „dann hängten sie den Herrn

Jesus ans Kreuz. Sie wollten nicht, daß er am Leben blieb, sie wollten ihn töten.“

Fritz hört mit weitoffenen Augen zu . . . Das ist ja furchtbar! Jetzt geschieht es doch, wovor er solche Angst gehabt hatte.

O ja, hör nur, die Lehrerin erzählt weiter. Die Kinder sitzen ganz still da, noch stiller als sonst. Sie können nicht begreifen, daß der Herr Jesus all die bösen Männer nicht fortgejagt hat und vom Kreuz heruntergekommen ist.

„Nein“, sagt die Lehrerin, „das wollte der Herr Jesus nicht. Er wollte all die Schmerzen und all den Kummer erleiden. Er wollte sogar sterben. Und warum? Er wollte, daß die Großen und die Kleinen wieder Gottes Kinder werden. Das konnte nur geschehen, wenn er die schwere Strafe geduldig ertrug. Das hat er für uns getan, weil er uns so liebhat.“

Fritz nickt. Er will auch gern den Herrn Jesus liebhaben, aber . . . Wie war das möglich? Die Lehrerin erzählt nun, daß der Herr Jesus gestorben ist.

Da steigt ein großer Kummer in Fritz hoch. Siehst du, es geht nicht mehr. Der Herr Jesus ist fort, sie haben ihn begraben. Große Tränen rollen über Fritzens Backen.

Die Lehrerin sieht es.

„Morgen erzähle ich weiter“, sagt sie, „dann hört ihr, wie alles doch noch gut geworden ist.“

Aber Fritz hört nicht mehr hin. Er denkt nur noch daran, daß der Herr Jesus gestorben ist.

Der böse Husten kommt auch wieder zurück. Üche — üche — üche. Und jetzt ist es noch viel schlimmer als am Morgen.

Als die Schule aus ist und Fritz nach Hause kommt, hat Mutter das Essen schon auf dem Tisch. Suppe und Salat, Fritz ißt beides so gern. Ja, sonst schon, aber heute ist es anders. Ein, zwei Bissen würgt Fritz hinunter. Dann schaut er wieder vor sich hin.

„Hast du keinen Hunger, Fritz?“

Fritz schüttelt den Kopf.

„Doch, weiteressen, tapferer Junge sein.“

Wieder zwei Bissen, da liegt der Löffel in der Suppe.

Mutter macht sich Sorgen. Fritz ist sicher krank. Er ißt sonst so gut und will auch immer beim Essen etwas erzählen. Jetzt sagt er kein Wort.

„Was fehlt dir, Fritz? Tut dir etwas weh?“

Wieder schüttelt Fritz den Kopf.

Oh, du dummer Fritz! Warum erzählst du deinen großen Kummer nicht Vater und Mutter? Sie könnten dir sicher helfen, denn sie wissen auch alles, was in der Bibel steht. Sie wissen alles von dem Herrlichen, das damals geschah, als der Herr Jesus gestorben war.

Aber Fritz sagt nichts. Er legt den Kopf auf den Tisch und schluchzt: „Ich will ins Bett, ich will nicht mehr in die Schule.“

„Siehst du, er ist krank“, sagt Mutter zu Vater. „Ich bring ihn schnell zu Bett.“

Mutter deckt ihn gut zu. Und Vater bringt ihm noch ein Pfefferminzbonbon, bevor er geht. Aber ach, sie können Fritz nicht trösten. Armer Fritz. Da liegt er im Bett mit seinem großen Kummer. Kleiner, dummer Fritz, er sollte darüber sprechen, dann könnte er wieder ganz froh werden.

Am andern Morgen ist der Husten fast weg. Aber Mutter sagt: „Fritz muß heute doch noch zu Hause bleiben — heute mittag fangen die Osterferien an—dann hat er eine Woche lang keine Schule.“ Fritz ist einverstanden. Er will gar nicht mehr in die Schule. Denn der große Kummer hat in der Schule angefangen.

O ja, heute spielt er wieder. Er spielt mit seinen Bauklötzen, malt ein großes Schiff, aber richtig froh ist er nicht. Eine Weile sitzt er mit dem Bären im Arm in der Zimmerecke hinter Vaters großem Stuhl. Und als Vater nach Hause kommt, findet er keinen lustigen Fritz, mit dem er spielen kann. Am nächsten Tag ist es wieder so. Aber dann, dann kommt der Sonntag. Und am Sonntag wird alles wieder gut.

Vater ist in der Kirche gewesen. Als er heimkommt, verkriecht er

sich schnell in seinem großen Stuhl beim Ofen. Es ist kalt draußen. Dann nimmt er Fritz auf die Knie.

„Der Pfarrer hat vom Herrn Jesus erzählt, Fritz.“ Fritz versteckt den Kopf in Vaters Rock.

Er flüstert in Vaters Ohr: „Das geht nicht mehr, das geht nie mehr.“ Vater schaut ihn erstaunt an. „Was sagst du da, Fritz? Was geht nie mehr?“

Zuerst muß Fritz so sehr weinen, daß er kein Wort herausbringt. Aber dann er zählt er alles.

„Und jetzt lebt der Herr Jesus nicht mehr, und jetzt kann ich auch nicht mehr beten“, schluchzt er an Vaters Schulter. Mutter hört es auch. Und auf einmal begreifen sie es. Armer Fritz! Darum war er so still und darum konnte er nicht mehr froh sein. Vater wischt ihm schnell die Tränen ab mit seinem großen weißen Taschentuch.

„Jetzt mußt du einmal gut zuhören, Fritz, du hast den Rest der Geschichte noch nicht gehört. Darüber hat der Pfarrer heute morgen gepredigt.“

Und dann erzählt der Vater. Fritz hört zu, mit offenem Mund und großen Augen.

Er hört, wie der Herr Jesus lebendig wurde. Wie dann all seine Schmerzen und sein Kummer weg waren, und wie er König wurde über die ganze Welt.

Oh, wie froh wird da Fritz!

„Und du weißt doch“, sagt Vater, „wo der Herr Jesus jetzt ist. Das hast du schon längst gelernt.“

„Im Himmel“, flüstert Fritz. Er findet sich so winzigklein, weil er nicht daran gedacht hat.

Ja, jetzt kann Fritzchen wieder fröhlich sein. Jetzt kann er wieder beten und wieder essen und spielen. Er kann wieder reden und lachen. Und der Vater muß ihm immer wieder erzählen von dem herrlichen Morgen, an dem der Herr Jesus wieder zurückkam. Ostermorgen heißt er, und heute ist es Ostern. Vielleicht darf Fritz heute abend mit in die Kirche.

Ja, jetzt ist alles wieder gut!

Die neuen Holzschuhe

Peter sitzt am Fenster. Draußen regnet es so, daß Peter gar nicht hinaussehen mag.

Vater hat gestern abend Peters Schuhe angeschaut und gesagt: „In diesen Schuhen bekommt Peter nasse Füße. Das geht so nicht mehr weiter. Peter muß neue Schuhe haben.“

„Was“, hat Mutter geantwortet, „neue Schuhe? Aber das geht nicht. Dafür habe ich im Augenblick kein Geld.“

„Dann müssen wir etwas anderes ausdenken“, hat Vater gemeint. „Nasse Füße sind nicht gut für Kinder. Davon werden sie krank.“

Mutter hat im Bett noch lang überlegt, was man machen könnte, und . . . Mutter hat etwas gefunden. Ja, das ist gut. Das ist auch nicht teuer, und Peter freut sich sicher über diese Überraschung.

Und jetzt ist Peter allein zu Haus. Mutter ist fort, um die Überraschung zu kaufen. Was bringt Mutter wohl mit? Peter ist sehr neugierig.

Schau, da kommt Mutter schon wieder zurück. Und sie lacht. Sie freut sich selbst wohl am meisten über die Überraschung.

„Peter, was sagst du nun, ich bin schon wieder da! Und sieh mal, das große Paket ist für dich. Jetzt mußt du nicht mehr mit nassen Füßen herumlaufen.“

Wie Peter sich freut! Mutter hat sicher neue Schuhe gekauft . . . Schnell macht er das Papier auf und . . . Nein, das sind keine schönen neuen Schuhe aus Leder, sondern Holzschuhe. Braune Holzschuhe mit einer aufgemalten weißen Figur.

„Schön, nicht wahr Peter“, sagt Mutter. „Ist das keine schöne Überraschung?“

Schön . . . ? Peter findet die Holzschuhe gar nicht schön. Er will richtige Schuhe haben, keine Holzschuhe. Nein, Peter freut sich gar nicht, er ist böse.

„Warum hast du Holzschuhe gekauft? Ich will keine Holzschuhe, ich will richtige Schuhe. Holzschuhe sind so dumm. In der Schule hat niemand Holzschuhe. Alle Jungen tragen richtige Schuhe.“
Jetzt ist Mutter nicht mehr froh. Sie hat gedacht, daß Peter sich darüber freuen würde.

„Hör mal, Peter, Schuhe sind im Augenblick zu teuer. In ein paar Wochen bekommst du ein paar Sonntagsschuhe. Aber wenn es regnet, sind Holzschuhe besser. Zieh sie nur an!“

Peter zieht die Holzschuhe an, mit großen Tränen in den Augen.

„Alle Kinder in der Schule werden mich auslachen.“

„Bestimmt nicht. Ich glaube, sie werden dann auch so schöne braune Holzschuhe haben wollen. Und die Lehrerin findet sie sicher auch schön. Sicher.“

Peter stellt die Holzschuhe in die Ecke.

Ich hoffe, daß es trocken ist, wenn die Ferien vorüber sind, denkt er dabei, dann brauch ich sie nicht anzuziehen, die dummen Dinger.

Ein paar Tage später geht Peter wieder in die Schule. Am Morgen schaut Peter als erstes nach dem Wetter. Regen! Er erschrickt. Ganz still zieht Peter sich an. Er nimmt eilig die alten Schuhe und ist im Nu angezogen, ohne einmal zu murren.

Vater sitzt als erster am Tisch, aber Peter ist heute der zweite. Dann kommt Mutter herein. „Hier sind die neuen Socken, Peter, und die Holzschuhe stehen unter dem Kleiderständer. Es regnet.“

Peter fängt schon wieder an zu weinen: „Ich will die Holzschuhe nicht anziehen, sie lachen mich nur alle aus.“

„Willst du denn nasse Füße bekommen und krank werden?“

Peter nickt. Ja, er will lieber krank sein als ausgelacht werden.

Aber jetzt sagt Vater etwas. „Ich will das Gejammer über die Holzschuhe nicht mehr hören. Zieh sie sofort an! Wenn es wirklich so dumme Jungen gibt, die über die Holzschuhe lachen, so laß sie ruhig lachen.“

Ein paar Minuten später macht Peter sich auf den Weg. Klapp,

klapp, klapp=klapp. Peter geht ganz nahe an den Hausmauern entlang. Es ist noch kein Kind zu sehen.

„Peter! Peter!“

Da hast du es. Da kommt der dumme Fred gelaufen. Der quält ihn sowieso immer. Klapp, klapp, klapp=klapp machen die braunen Holzschuhe.

„Hah, was hast du denn an, Holzschuhe? Nein sowas, hast du denn keine richtigen Schuhe? Holzschuhpeter — wi=wa=weter!“

Fred schreit, so laut er kann. Er geht hinter Peter her und ruft allen Kindern zu, die er sieht: „Schaut den Peter an mit seinen Holzschuhen.“

Peter möchte am liebsten weinen, ja, weinen und Fred verhauen . . . Siehst du jetzt, wie dumm es ist, mit Holzschuhen in die Schule zu gehen?

Sie kommen gleichzeitig mit der Lehrerin am Schulhaus an. Die Lehrerin springt vom Fahrrad und packt Peter an seinem Haarschopf.

„Aber nein, das ist ja der Peter! Und was für schöne Holzschuhe hast du an! Solche Holzschuhe trage ich auch, wenn ich im Garten arbeite. Jetzt bekommst du bestimmt keine nassen Füße mehr.“

Alle Kinder stehen um die beiden herum . . . Was? Trägt die Lehrerin auch Holzschuhe zu Hause? Vielleicht auch braune?

Sie schauen Peters Holzschuhe an. Der eine sagt: „Ich frage Mutter, ob ich auch Holzschuhe haben darf.“ Ein anderer sagt: „Wo kann man sie kaufen, Peter?“

Sogar Fred findet auf einmal die Holzschuhe schön.

Und Peter? Oh, der Peter möchte am liebsten singen. So froh ist er jetzt. Er findet jetzt die Holzschuhe auch schön. Nach der Schule muß er es schnell der Mutter sagen. Wie wird Mutter sich freuen!



April

Zwölf Ostereier

Der Osterhase hat über Nacht
zwölf Eier in unsern Garten gebracht.
Eins legte er unter die Rasenbank,
drei zwischen das grüne Efeugerank,
vier lagen im Hyazinthenbeet,
drei, wo die weiße Narzisse steht,
eins oben auf dem Apfelbaumast:
Da hat sicher die Katze mit angefaßt!

Bei Großvater zu Besuch

Zuerst sieht man nur einen großen schwarzen Regenschirm. Dann ein paar nackte braune Beine. Dann ein paar kleine braune Holzschuhe und dann . . . nichts mehr. Ja, jetzt möchtest du natürlich wissen, wem die Beine und die Schuhe gehören?

Sie gehören dem kleinen Klaus. Klaus will den Großvater besuchen. Großvater wohnt ganz allein oben am Berg. Aber es ist nicht so weit . . . Klaus kann das Haus gut sehen.

Gestern, als Klaus zu Bett ging, hat Großvater ihm etwas verspro-

chen. „Du mußt morgen zu mir kommen“, hat Großvater gesagt, „dann bekommst du etwas von mir.“

„Was denn?“

Ja, das wollte Großvater nicht verraten. Vater wollte es auch nicht sagen. Und Mutter wußte es bestimmt nicht, denn sie schüttelte den Kopf, als Klaus sie fragte.

Und ach, jetzt regnet es schon den ganzen Morgen. Klaus darf nicht zu Großvater, sagt Mutter. Und er möchte doch so gern, so schrecklich gern.

„Weißt du was“, sagt Mutter endlich, „hier ist noch ein alter Regenschirm, nimm den mit.“

Mutter muß selber lachen, als sie den kleinen Klaus mit dem großen Regenschirm sieht.

Aber Klaus findet es fein! Er geht mit langen Schritten über die Straße. Er wird gar nicht naß. Nur die Schuhe ein bißchen. Und das macht nichts. Sie werden von selbst wieder trocken.

Der Schirm schwankt ein bißchen hin und her; die Tropfen spritzen nach allen Seiten. Lustig ist das!

Schau, der Großvater steht am Fenster.

Wie herzlich muß der Großvater lachen! Wie lustig findet er den kleinen Jungen mit dem großen Regenschirm! Er macht schnell die Tür auf.

„Hereinspaziert, kleiner Mann, nur hereinspaziert. Hast du dich durch diesen Regen getraut? Hast du keine Angst gehabt, du könntest samt dem Regenschirm durch die Luft fliegen?“

Klaus schaut Großvater erschrocken an. Durch die Luft fliegen? Aber dann merkt er, daß Großvater nur Spaß macht. Es war ja fast kein Wind.

Großvater setzt sich wieder in seinen knarrenden Lehnstuhl.

Klaus will sich nicht setzen. Er schaut sich im Zimmer um. Wo steckt die Überraschung wohl? Hat Großvater sie vergessen? Fragen mag er nicht. Dann bekommt er vielleicht gerade nichts.

„Warum kommst du zu mir, Klaus?“ fragt Großvater und zwinkert mit den Augen.

Klaus lacht ein bißchen. Er streichelt die Katze, die auf der Bank sitzt. Weiß Großvater es wirklich nicht mehr? Dann muß er ihm doch wohl helfen.

„Als du bei uns warst, Großvati . . . als ich ins Bett mußte . . . weißt du noch?“

Großvater nickt.

„Ja, ja, das weiß ich noch. Das war gestern, und du hattest dein Butterbrot nicht aufgegessen.“

Ach, das meint Klaus natürlich nicht. Warum erinnert sich Großvater an das eine noch so gut und an das andere nicht mehr?

Jetzt ist Klaus ein wenig böse. Er packt den Regenschirm, den Großvater in eine Ecke gestellt hat. Und dann sagt er mit dunklen Augen: „Tja, dann geh ich am besten wieder heim.“

Großvater schüttelt sich vor Lachen. Sein Stuhl knarrt jetzt ganz laut, so hat es Klaus noch nie gehört.

„Oho, Kerlchen, du wirst aber schnell böse. Großvater ärgert dich doch nur ein bißchen. Du kommst wegen der Überraschung, nicht wahr?“

Na, siehst du, daß Großvater es nicht vergessen hat? Er hat nur Spaß gemacht.

Schau, Großvater steht schon auf. Er geht durch die Küche nach draußen . . . Ja, natürlich, Großvater geht in den Schuppen. Und als er zurückkommt, hat er einen kleinen Korb in der Hand, mit einem Kaninchen drin. Ein kleines weißes Kaninchen mit roten Äuglein.

Klaus jubelt vor Freude. Mit beiden Händen packt er das Kaninchen.

„Für mich, Großvati?“

„Ja, kleiner Mann — das ist die Überraschung. Sorg gut für das Tierchen. Sonst kommt es wieder zurück zu Großvater.“

O ja, natürlich! So ein liebes Tierchen. Was für weiche Härchen es hat, wie Samt. Und es hat gar keine Angst vor seinem neuen Herrn. Es schnüffelt an seinen Händen, es will sicher gern zu Klaus kommen.



„Geh nun nach Hause“, sagt Großvater, „es regnet jetzt nicht mehr. Laß den Schirm nur hier.“

Ganz vorsichtig geht Klaus nach Hause. Sonst rennt er immer den Berg hinunter. Aber diesmal nicht! Wenn er mit so einem lieben Kaninchen hinfiel, das wäre schlimm! Halt, mitten auf dem Weg bleibt Klaus stehen. Es fällt ihm auf einmal etwas ein. Er hat vergessen, Großvater dankeschön zu sagen. Jetzt müssen sie zusam-

men geschwind zurück. Mit dem Kaninchen in den Armen steht Klaus unter Großvaters Fenster.

„Danke, danke, Großvater“, ruft er laut hinauf.

Großvater nickt und winkt.

Es beginnt wieder zu regnen. Und der Regenschirm ist bei Großvater.

„Komm nur“, sagt Klaus zum Kaninchen, „komm nur, du brauchst nicht naß zu werden.“

So, und er steckt das Tierchen unter die Jacke. Das ist ein gutes Plätzchen! Und jetzt schnell nach Hause.

Wie wird Mutter sich freuen!

Das böse Hannchen

Hannchen ist böse. So böse, daß man es an ihren Füßchen hören kann. Sonst machen diese Füßchen: Tick=tack=tock auf den Pflastersteinen. Aber jetzt machen sie so: Klitsch=kletsch=klatsch.

So böse Schritte macht Hannchen.

Sie schaut nicht in das Schaufenster des Spielzeugladens, wo ein großer Berg gläserne Murmeln liegt. Sie schaut auch nicht die Katze des Milchmanns an, die ihr vom Fenstersims aus zuzwinkert. Sie schaut nicht einmal die Sträucher im Park an, die so schöne rote Blumen haben und ganz hellgrüne Blättchen. Sie marschiert mit bösen Augen und bösen Schritten.

Auf wen ist Hannchen bloß so böse?

Auf den Vater? Ja. Auf die Mutter? Ja. Auf Willi und das kleine Schwesterchen? Ja, ja, ja! Auf jedermann ist Hannchen böse.

Und warum?

Weil Hannchen sich geärgert hat.

Und das kam so:

Heute früh sagte Hannchen: „Mammi, darf ich ohne Mantel in die Schule? Alle Kinder kommen schon ohne Mantel.“

Mammi hörte es nicht; sie half gerade dem kleinen Schwesterchen beim Anziehen.

Aber Vater hörte es. Er ging ans Fenster und sagte: „Ich sehe Hans mit dem Mantel und ich sehe Anni mit der Windbluse und ich sehe noch mehr Kinder, aber nur eines ohne Mantel . . . Nein, Hannchen, du kannst nicht ohne Mantel gehen.“

Hannchen schaut Vater etwas böse an. Soll sie Mammi noch fragen? Aber Mammi hat alles gehört. Sie geht in die Küche und ruft über die Schulter: „Ja, Hannchen, zieht nur den Mantel an. Es ist noch kalt draußen.“

Da war Hannchen auch auf Mammi böse.

Willi sitzt noch beim Frühstück. Er ärgert Hannchen gern ein bißchen. „Du willst nur krank werden und dann den ganzen Tag im Bett bleiben und spielen. Das könnte dir so passen.“

Dabei kitzelt er das kleine Schwesterchen so, daß es laut lachen muß.

Da wird Hannchen noch viel böser, denn sie meint, das Schwesterchen lache sie aus. Und Willi nennt sie einen häßlichen Jungen!

Ohne Gruß geht Hannchen aus dem Haus. Sie hat das blaue Mäntelchen an. Und darum macht sie jetzt große Schritte, und darum schaut sie immer wütend vor sich hin.

Wenn man so böse ist, geht es in der Schule meistens auch nicht gut.

Die Lehrerin an der Tür schickt Hannchen zurück, weil sie vergessen hat, den Schmutz von den Schuhen zu streifen.

So, nun ist Hannchen auch auf die Lehrerin böse.

Während der Pause erhält der kleine Edi einen kräftigen Stoß, weil er zufällig an Hannchens Ball kommt.

So geht alles verkehrt heute. Und dann . . . dann muß Hannchen nachsitzen! Das ist noch nie vorgekommen!

Ach, ach, ach! Jetzt ist die Bosheit auf einmal weg. Jetzt kommt der große Kummer. Dicke Tränen kollern über Hannchens Backen. Ganz allein sitzt sie noch in der Klasse.

Glücklicherweise kommt die Lehrerin bald wieder herein.

„Was meinst du, Hannchen, kannst du morgen wieder ein liebes Mädchen sein?“

Ja, o ja. Hannchen nickt; reden kann sie nicht vor Tränen.

„Dann geh schnell nach Hause.“

Eigentlich wollte sie zu Tante Laura! Sie war doch so zornig gewesen auf alle daheim. Nein, das ist nun ganz vorbei. Hannchen weiß nur noch eins: schnell zu Mammi. Nur Mammi kann den Kummer wieder wegnehmen.

Siehst du, Mutter hält schon nach Hannchen Ausschau. Hannchen drückt den Kopf fest an Mutters Schulter.

Nein, weinen tut Hannchen nicht mehr. Aber wenn man so nahe bei Mutter ist, wird alles von selbst wieder gut. Dann geht alle Bosheit und aller Kummer weg. Dann ist es mit Vater und Willi und dem kleinen Schwesterchen auch wieder gut. Und dann schimpft man nicht mehr über den Mantel. Denn dann weiß man, daß man eigentlich dumm gewesen ist. Und dann wird man schnell wieder ein liebes Mädchen.



Frühling

Piep=piep! Piep=piep=piep . . .

Was für ein herrliches Wetter ist heute! Die Sonne scheint so schön, und der Himmel ist so blau . . .

Und schau mal die Bäume an! Piep=piep, was für liebe kleine Knospen sind an die Äste gekommen . . . Den ganzen Winter lang waren die Bäume ganz schwarz und ganz kahl. Nur wenn Schnee darauf fiel, waren sie schön. Jetzt hat es keinen Schnee mehr. Nein, glücklicherweise nicht. Keinen Schnee und kein Eis und keinen kalten Wind . . .

Mein dickes Federkleid habe ich nun nicht mehr nötig. Ich muß mich auch nicht mehr in ein stilles dunkles Eckchen vor der Kälte

verkriechen. Fühl mal, wie herrlich warm die Sonne mir aufs Köpfchen scheint!

Ja, ich weiß auch, warum das so ist, jawohl. Ich bin zwar nur ein kleiner, dummer Vogel. Aber ich weiß doch genau, woher es kommt, daß die Kälte fort ist und daß die Bäume grüne Knospen tragen . . .

Das kommt vom Frühling!

Zuerst hieß es: Winter. Das war: Schnee und Eis und Hagel und Kälte.

Aber jetzt heißt es: Frühling. Und das ist: Sonne und Blumen und Blätter und . . . und . . . Eierchen!

O ja, jetzt weiß ich auf einmal etwas Feines.

Weißt du, was ich mache? Ich suche ein Vogelmännchen. Und dann suchen wir zusammen einen ganz schönen Baum. Und dann mußt du dir ansehen, was wir machen. Wir bauen ein nettes kleines Häuschen für uns zwei. Ein Nestchen. Das ist eine schwierige Arbeit! Sicher!

Aber du wirst sehen, wie schön es wird. Wir suchen überall kleine dünne Zweige und flechten sie so ineinander, daß es ein Nest wird. Aber dann ist es noch nicht fertig. Es muß innen herrlich weich werden. Auch dünne Zweige sind nicht weich, Zweige sind hart. Nein, wir suchen ganz weiche Fläumchen und Wollfaden. Die legen wir unten ins Nest; das ist dann ein Bettchen, ein Bettchen für die Eier. Denn wenn das Nest fertig ist, lege ich winzigkleine blaue Eier hinein. Dann setze ich mich darauf und halte sie gut warm. Und dann kriechen später kleine Vögelchen daraus. Das sind dann unsere Kinder. Ja, das tue ich. Wie herrlich, daß der Frühling gekommen ist! Und wie herrlich, daß ich ein Vöglein bin!

Muh . . . muuh . . . muuh . . . Was für ein Lärm ist bloß dort draußen!

Muh . . . muuh . . . muuh . . . Laßt mich doch hinaus!

Den ganzen Winter über bin ich im Stall gewesen und habe Heu gefressen. Aber ich mag viel lieber frisches grünes Gras. Der Win-

ter ist so lang gewesen. Ja, es war schön warm im Stall. Aber jetzt ist es draußen auch warm. Ich höre die Vögel singen, die Frösche quaken, die Kinder spielen.

Komm Bauer, mach den Stall auf, laß mich hinaus. Mein liebes, kleines Kälbchen, mein eigenes Kindchen, hat noch nie die grüne Wiese gesehen, noch nie in das grüne Gras gebissen und ist noch nie dem Bach entlang gerannt.

Los, Bauer, komm! Du weißt doch, daß der Frühling gekommen ist. Da, jetzt geht die Stalltür auf. Der Bauer kommt herein und öffnet die großen Türen. Und was sagt er jetzt? „Geh hinaus“, sagt er, „geh auf die grüne Wiese. Vorwärts, siehst du nicht, wie schön es draußen ist?“ Aber wie merkwürdig! Jetzt habe ich auf einmal ein bißchen Angst. Zuerst wollte ich so gern raus, und jetzt traue ich mich nicht . . . Der Bauer gibt mir einen Klaps. Noch einen, und dann noch einen. Jetzt muß ich laufen.

„Schnell“, sagt der Bauer, „wir müssen den Stall sauber machen.“ Ha, jetzt bin ich auf einmal draußen und sehe das schöne grüne Gras und den blauen Himmel und die helle Sonne!

Oh, jetzt bin ich auf einmal ganz froh! Ich springe vor Freude. Mein Kälbchen springt auch.

Herrlich, ich muß nicht mehr in den dunklen Stall, ich darf auf die Wiese!

Ich bin so froh, daß es Frühling ist. Und ich bin so froh, daß ich eine Kuh sein darf . . .

Quak—quak. Quakedequak! Wie lang hab ich eigentlich geschlafen? Ich glaube, der Schlaf steckt noch in meinem ganzen Körper. Quak-quak . . . Natürlich, nun werden auch die andern Frösche wach. Bald fangen sie alle an zu quaken. Das wird ein schönes Konzert werden!

Ha, ha, ha — ich bin noch ganz steif. Kein Wunder, wenn man den ganzen Winter über schläft.

Ach ja, es war auch viel zu kalt, um wach zu bleiben. Hier war es schön warm. Es war ein feines Plätzchen tief unter dem Wasser, gut

versteckt im Schlamm. Ich habe die Kälte gar nicht gespürt . . . Aber allmählich finde ich das Stillsitzen langweilig. Ich will mal die Beine strecken und hinaufschwimmen. Wenn es dort oben noch kalt ist, komme ich schnurstracks zurück.

Doch nein, das Wasser ist fein warm . . . Hat es noch Eis im Bach? Nein, man kann ganz einfach den Kopf aus dem Wasser stecken. Hier ist es noch wärmer. Das kommt von der Sonne. Ich habe die Sonne so gern! Die Sonne macht die ganze Welt schön.

Ist das Gras schon grün?

O ja, ich sehe es schon. Wupp, mit einem Sprung sitze ich am Ufer. Und auf der Wiese blühen schon die Gänseblümchen . . . Jetzt kommt eine schöne Zeit für uns Frösche. Wir schwimmen im Wasser, springen aufs Land und fangen Schnecken und Fliegen. Oder ganz kleine Fische.

Wupp, wupp, ich will es meinen Freunden erzählen. Vielleicht wissen sie noch nicht, daß der Frühling da ist.

Oh, was für ein Schrecken! Mein Herz klopft wild. Denn wer steht dort drüben mit einem langen, roten Bein im Wasser? Ja, ich kenne ihn noch gut . . . Der Herr Storch! Aufgepaßt, wenn du ihm begegnest! Er packt dich einfach so mit seinem langen Schnabel. Brrr, welch ein Schrecken!

Aber mich erwischt er nicht! Mit einem Sprung tauche ich in den Bach zu meinen Freunden.

Hör, wie sie quaken! Das Konzert hat angefangen. Sie quaken vom Frühling, und wie herrlich es ist, ein Frosch zu sein.

Quak — quak! Quakedequak!!

Jimmy, der Affe

He, ihr, könnt ihr mich sehen? Ich klettere hoch am Gitter hinauf, mache einen großen Sprung, packe einen Baumast, baumle ein bißchen hin und her und . . . hopp, da hänge ich wieder am Gitter. Viele Leute schauen mir zu! Meistens Kinder. Ja, ich sehe es schon, der Tierpark ist heute wieder voll von Kindern. Sie haben sicher Ferien.

Wenn ihr im Zoo seid, wollt ihr immer zu den Affen. Ich weiß es genau, vor meinem Käfig stehen immer die meisten Menschen, große und kleine. Viel mehr als bei den Löwen oder den Bären. Der Elefant hat auch immer viel Besuch, aber den ganzen Tag lang höre ich die Kinder rufen: „Wir wollen jetzt zu den Affen!“

Ihr findet sicher das Klettern so lustig. Natürlich, das können die andern Tiere nicht. Ha, ha, ihr könnt es auch nicht. Und ihr dürft es nicht einmal. Ich schon, hoppla, habt ihr diesen Sprung gesehen? Jetzt sitze ich gerade vor meinem Schlafplatz. Aber ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich schlafen gehe? Das fehlte noch. Ich bin noch lang nicht müde. Und ich möchte gern noch ein paar Erdnüsse, oder Kuchen oder Bananen.

Oh, da seh ich einen netten Jungen. Er holt etwas aus seiner Tasche, ist das wohl für mich? Ja, er streckt die Hand zum Gitter hin. Hoppla, ich springe nach vorn und strecke die Hand aus . . . Halt, was ist das? Es ist in Papier eingepackt, sicher ist es ein Bonbon.

Ritsch=ratsch, fort mit dem Papier. Da, siehst du, ein feines rotes Bonbon. Schnell versuchen, ob es wirklich eins ist. Hm, es schmeckt gut.

Ja, das tu ich immer: erst versuchen. Denn manchmal necken sie mich. Dann geben sie mir etwas, das ich nicht essen kann, nur um mich zu ärgern. Dumm, nicht wahr?

Hoppla! Mit einem großen Schwung hänge ich wieder am Baum. Der steht mitten im Käfig. Nein, es ist kein schöner Baum. Ganz kahl ist er, ohne Blätter oder Blüten.

In meiner Heimat standen schöne Bäume. Riesenbäume, ein ganzer Wald voll.

Ach, das ist schon lange her! Ich hab schon allerlei in meinem Leben erlebt.

Ja, ich weiß, daß ihr es gern wissen möchtet. Ihr hört gern Geschichten. Also gut:

Vor vielen, vielen Jahren wohnte ich nicht in einem Käfig. Auch nicht im Tierpark. Nein, damals wohnte ich im Wald. Einfach so auf den Bäumen. Ich war noch ein kleines Äffchen, ein Affenkind. Ich mußte immer bei meiner Mutter bleiben. Meine Geschwister auch.

Es war schön im Wald. Wir spielten den ganzen Tag auf den Bäumen. Klettern und klimmen, springen und schaukeln, einander fangen . . . Manchmal sprangen wir von einem Baum zum andern. Die Blätter raschelten nur so um unsere Ohren.

Wenn wir Hunger hatten, war das nicht schlimm. Denn auf unsern Bäumen wuchsen Bananen. Wir mußten nicht einmal darum fragen, wir pflückten einfach eine Banane, Schale weg, fertig.

Natürlich waren wir auch ein bißchen frech. Denn wenn wir die Bananen gegessen hatten, warfen wir einander die Schalen an den Kopf.

Und herrlich warm war es im Wald! Ja, er liegt ganz weit von hier. Ihr kommt sicher nie dorthin.

Hier ist es oft kalt. Dann traue ich mich nicht aus meiner Schlafstelle heraus. Aber in meiner Heimat war fast immer schönes Wetter. Fein! Wenn es dunkel wurde, krochen wir nahe zu Mutter auf einen Baum. Sie paßte auf, daß niemand zu uns kommen konnte. Keine bösen Tiere und auch keine Menschen.

Menschen? Ja, hört nur noch ein bißchen zu.

Eines Tages kamen Menschen in den Wald. Zuerst erschrakten wir,

aber dann fingen wir an, sie zu ärgern. Wir bewarfen sie mit Bananen- und Nußschalen, und wir lachten sie aus.

Mutter rief immer wieder: „Kommt zu mir, paßt doch auf!“

Doch wir waren viel zu neugierig. Wir sprangen hinunter von einem Ast auf den andern, um die Menschen aus der Nähe zu sehen. Sie gingen nicht fort. Als es dunkel wurde, stellten sie ein Zelt auf und schiefen darin.

Und was denkt ihr, was sie am andern Tag taten? Sie fingen uns. Ich begreife heute noch nicht wie. Auf einmal saßen wir alle in einem großen Netz. Nur Mutter nicht, sie hatte sicher besser aufgepaßt. Ich und noch ein paar Äffchen waren gefangen. Wir versuchten natürlich fortzulaufen, umsonst, wir waren gefangen.

Sie steckten uns in große, hölzerne Kisten mit Gittern und nahmen uns mit.

Wohin?

Zuerst wußten wir es nicht, alles ging so schnell. Aus dem Wald, auf ein Auto, Abfahrt . . . Dann wieder aus dem Auto in die Eisenbahn. Da hatten wir ein bißchen Angst; es war so dunkel, und Mutter war nicht bei uns. Dann hielt der Zug. Und bevor wir Zeit hatten, uns etwas umzusehen, trugen sie uns in ein Schiff.

Ja, es stimmt, ich sah alles durch das Gitter. Es war ein großes Schiff mit zwei Schornsteinen.

Zuerst waren wir furchtbar böse auf die Menschen, die uns gefangen hatten. Aber später nicht mehr. Sie sorgten gut für uns. Sie brachten uns jeden Tag reichlich zu essen. Bananen, aber auch Dinge, die wir noch nie gegessen hatten. Hm . . . Und das Schiff brachte uns über das große Meer!

Endlich fuhr das Schiff nicht mehr. Wir wurden ausgeladen und auf ein Auto getragen. Dann wurden wir hierher gebracht: in den Zoo. Und ach, dann wurde ich traurig. Denn jetzt begriff ich, daß wir nie mehr zurück konnten zu Mutter in den schönen Wald. Da mußte ich viele Affentränen weinen. Ich wollte nicht mehr klettern und springen. Ich wollte zurück in den warmen Wald.

Aber das Traurigsein half nichts. Jeden Tag kam ein netter Mann,

um für mich zu sorgen. Das war der Wärter. Aber zurück, nein, das durfte ich nicht.

„Komm, komm“, sagte der Wärter, „du bist doch kein kleines Kind mehr.“ Ja, wirklich, das sagte er: kleines Kind.

An einem Morgen setzte ich mich ganz nahe ans Gitter. Ich schaute in die Ferne und dachte an daheim.

Vor meinem Käfig standen zwei kleine Jungen.

„Ach“, sagte der eine, „ist das Äffchen etwa krank? Es blickt so traurig drein.“

„Ja“, sagte der andere, „es ist sicher ein bißchen krank. Sollen wir ihm etwas geben? Ich weiß etwas, wir geben ihm alle unsere guten Sachen.“

„Ja, das machen wir, armes, krankes Äffchen!“

Und dann streckten sie mir ein volles Säcklein hin.

Da wurde ich wieder ein wenig froh. Mit zwei Pfoten machte ich es auf, und ein ganzer Haufen gute Sachen kam heraus. Ein paar Stückchen Kuchen, etwas Schokolade, zwei Pfefferminzbonbons.

Happ=happ=happ! Ich aß alles hintereinander auf. Das schmeckte gut. Ein richtiges Festessen. Und ja, ich war doch sicher ein bißchen krank gewesen, denn nun wurde ich auf einmal gesund. Das kam sicher von den guten Sachen, die mir die netten Jungen gegeben hatten.

Aber am nächsten Tag merkte ich schon, daß nicht alle Jungen nett sind. Nein, es gibt sogar ganz böse.

Von ihnen könnte ich euch auch viele Geschichten erzählen.

Manchmal bin ich wirklich böse auf die Schlingel.

Letzthin rief einer: „Affe, willst du eine Erdnuß?“ Er hielt mir eine feine, große Nuß hin. Ich streckte mich und streckte mich, um sie zu packen, aber umsonst — wenn ich sie beinahe hatte, zog der Junge sie schnell zurück. Die Arme taten mir weh. Und der Junge lachte nur.

Und manchmal sind sie noch viel schlimmer. Dann warfen sie mir etwas an den Kopf. Wenn es nur Bananenschalen wären, das spüre ich nicht so sehr. Aber nein, sie werfen mir manchmal Holzstücke

und Steine an den Kopf. Aber wehe, wenn der Wärter sie sieht!
Dann jagt er sie fort.

Ja, ja, der Wärter ist mein Freund.

Hoppla, ich werde wieder spielen. Seht ihr mich auch? Mit einem Sprung bin ich auf dem Baum. Könnt ihr das auch so gut? Nein, das möchtet ihr nur gern. Dafür muß man eben ein Affe sein.

Hoppla, wieder ein großer Sprung, und jetzt klettere ich am Gitter hoch.

Hahaha, macht es mir einmal nach!

Das könnt ihr nicht, dazu seid ihr zu ungeschickt.

Ja, lacht mich nur nicht aus. Ihr seht doch selber, daß ich viel mehr kann als ihr. Und jetzt geht nach Hause, denn ich will ins Bett.

Auf Wiedersehen!

Mai

Mairegen

Tropfen, Tropfen durch das Laub
rinnt am Aste nieder,
Buchfink sitzt im Regentaub,
plustert sein Gefieder.

Tropfen, Tropfen auf das Dach,
wäscht den Schiefer sauber,
wäscht die Hühner und den Hahn
Täubchen und den Tauber.

Tropfen, Tropfen in dem Haar,
fällt auf unsre Liese.
„Wachse, Lieschen, übers Jahr
bist du wie ein Riese!“

Die Geschichte von Pierewit

Es war einmal ein junger Spatz und der hieß Pierewit. Er war noch nicht drei Wochen alt. Er wohnte noch im Nest mit seinen Geschwistern.

Zwei Brüderchen hatte er: Freddy und Teddy. Und auch zwei Schwesterchen: Vrenchen und Lenchen. Aber er war der größte von allen. Und auch der stärkste. Und er hatte auch den größten Schnabel.

Er schrie: „He, rutscht ein wenig zusammen! Ich muß mehr Platz haben! Vorwärts, los!“

Er drückte und drückte . . . Er lag auf den andern. Die piepten und schrien: „Du tust uns weh! Du bist so schwer!“

Aber das war Pierewit gleich. Wenn er nur Platz hatte.

Das Nest war auf dem Kirchdach unter einem Ziegel. Dort war es fast ganz dunkel.

Aber ein Stück weiter war ein Loch in den Ziegeln. Durch dieses Loch schien die Sonne. Das war so schön. Sie guckten alle fünf auf das Loch, den ganzen Tag lang. Denn durch das Loch kamen die Eltern. Die flogen in der weiten Welt herum. Sie suchten Nahrung für ihre Jungen.

Sie brachten immer etwas.

Zuerst kam der Vater. Er hatte eine Raupe gefangen. Eine leckere, dicke, fette Raupe.

„Für mich, für mich, für mich!“ schrien sie alle.

Und sie sperren die Schnäbel auf.

Pierewit schrie am lautesten. Er hatte auch den größten Schnabel.

Vater Spatz fragte: „Wer hat zuletzt etwas bekommen?“

„Er, er, er!“ schrien Freddy und Teddy und Vrenchen und Lenchen.

Und sie guckten Pierewit an.

„Dann ist dies für Freddy“, sagte der Vater.

„Schnapp!“ machte Freddy, und fort war die Raupe. Und der Vater war auch schon wieder fort. Der ging wieder auf die Suche nach einer neuen Raupe.

Dann kam die Mutter. Mit einer Schnecke! Einer herrlichen, fetten, weichen Schnecke!

„Für mich, für mich!“ schrien sie alle.

„Ich warte schon eine Stunde!“ rief Teddy.

„Und ich warte schon ein Jahr!“ schrie Vrenchen.

„Und ich schon hundert Jahre!“ schrie Pierewit. Die Mutter drückte die Schnecke in Lenchens Schnabel. Und fort war sie wieder. Auf der Suche nach einer neuen Schnecke.

Sie lagen wieder still in ihrem warmen Nestchen und warteten: Vrenchen und Lenchen, Freddy und Teddy und der dicke Pierewit. Sie schauten auf das Loch, durch das die Sonne schien.

Aber Pierewit war böse. Er schimpfte. „Ich bekomme nie etwas zu essen!“ sagte er. „Ich habe so Hunger. Ich sterbe noch vor Hunger! Wißt ihr, was ich tu? Ich zieh selbst hinaus in die weite Welt. Ich bin schon groß genug!“

Die andern erschrakten. Sie riefen: „Pierewit, tu das nicht! Du kannst noch nicht fliegen. Du darfst noch nicht!“

Aber Pierewit tat es doch. Er kroch auf den Nestrand. Er hüpfte unter den Ziegeln hindurch. Und dann saß er vor dem Loch. Hoch oben auf dem Kirchdach.

Da lag nun die weite Welt vor ihm. Die goldene Sonne. Der blaue Himmel. Die grünen Bäume. Die roten Hausdächer. Oh, wie schön war die Welt! Wie weit war die Welt! Der kleine Vogel wurde ganz froh. Pierewit schrie: „Ich bin Pierewit! Seht ihr mich nicht?“

Er blickte sich um, das Köpfchen geneigt.

Die Sonne lachte. Auf dem Dach saß eine Krähe. Die lachte auch. Sie rief: „So, du Großmaul! Breit mal deine Flügel aus!“

Aber das tat Pierewit nicht. Das wagte er noch nicht.

Die Krähe sagte: „Wer bist du? Bist du eine Maus? Oder ein Frosch?“

Pierewit wurde böse. Er sagte: „Ich bin ein Spatz. Ich bin ein Vogel. Genau wie du!“

Die Krähe lachte laut. Sie sagte: „Du hast nicht einmal Flügel. Du kannst nicht einmal fliegen!“

„Nicht?“ rief Pierewit. „Nicht fliegen? Schau nur mal her!“

Er breitete die Flügel aus. Er flatterte. Bauz, da lag er! Er rutschte das Dach hinunter. Klatsch . . . in die Rinne.

Oh pfui, wie schmutzig war es hier! Es stand noch Wasser in der Rinne. Pierewits Beine wurden naß. Schnell krabbelte er wieder hinaus.

So, da saß er im Trockenem. Auf dem Rand der Dachrinne. Die Krähe lachte ihn aus und rief: „Kra=kra, der Pierewit! Er kann es noch nicht! Er kann es noch nicht!“

Dann flog sie davon. Welch ein Glück!

Pierewit guckte hinunter. Oh, wie tief war das! Er schauderte. „Piep!“ sagte er, „piep!“

Das klang schon nicht mehr so fröhlich. Das klang ein wenig ängstlich.

Dann kam der Wind. Der sah ihn auf der Dachrinne sitzen. Er gab ihm einen Stoß, und noch einen Stoß . . .

„Vorwärts, los! Zeig mir, was du kannst!“

Ach, der arme Pierewit! Er fiel, o wie schrecklich, vom Kirhdach hinunter!

Er breitete die Flügelchen aus. Aber er konnte noch nicht gut fliegen. Er flog, und er fiel doch! Er schwebte über einen Baum und über ein Haus . . . Und dann . . . patsch! . . . in einen andern Baum.

Er landete auf einem Zweig. Er war halbtot vor Schrecken. Er konnte kaum mehr piepen. „Pier . . .“ sagte er. „Pier . . .“

Weiter kam er nicht mehr.

Er saß eine lange Weile da. Dann wurde er etwas ruhiger. Er sah sich um. Und er schrie. Denn er hatte Hunger.

„Pierewit!“

Auf einmal kam Vater Spatz. Er sprang neben Pierewit auf den Zweig.

„Pierewit“, rief er, „wie bist du hierhergekommen?“

„O Vater, Vater!“ schrie Pierewit. „Trag mich doch ins Nest zurück!“

Aber das ging nicht.

„Bleib nur hier“, sagte der Vater. „Du hast hier ein gutes Plätzchen. Mach mal den Schnabel auf!“

Schnapp! Pierewit bekam einen dicken Wurm.

Da kam die Mutter auch schon.

„Pierewit!“ sagte sie, „lieber Pierewit!“

Schnapp! Pierewit bekam eine dicke Raupe. Oh, oh, wie wurde er verwöhnt! Pierewit machte die Augen zu. Ein Wurm und eine Raupe!

Das Leben war gar nicht so übel!

Wie es weiterhin mit Pierewit ging

Pierewit saß auf seinem Zweig. Er saß still da und träumte. Er machte die Äuglein zu. Da schlich eine Katze heran. Sie schaute hinauf. Und da sah sie Pierewit. Oh, ihre Augen funkelten! Ihr Schwanz ging hin und her! Hm, was für ein leckerer Bissen! Den mußte sie haben!

Sie kletterte den Stamm hoch. Pierewit sah sie nicht. Aber da kam Vater Spatz. Der sah sie genau! Er schrie: „Pierewit! Fort, fort, Pierewit!“

Gerade noch zur Zeit. Pierewit flatterte rasch unter einen Strauch. Die Katze sprang daneben. Welch ein Glück!

Aber die Katze sah Pierewit unter dem Strauch! Sie kletterte wieder den Baum hinunter. Sie schlich zu dem Strauch. Vater Spatz schrie, so laut er konnte. Mutter Spatz kam auch. Und auch andere Vögel: ein Fink und eine Amsel, ein paar Meisen und ein Rotkehlchen. Und sie schrien alle: „Böse Katze, Mörderin, Raubtier!“

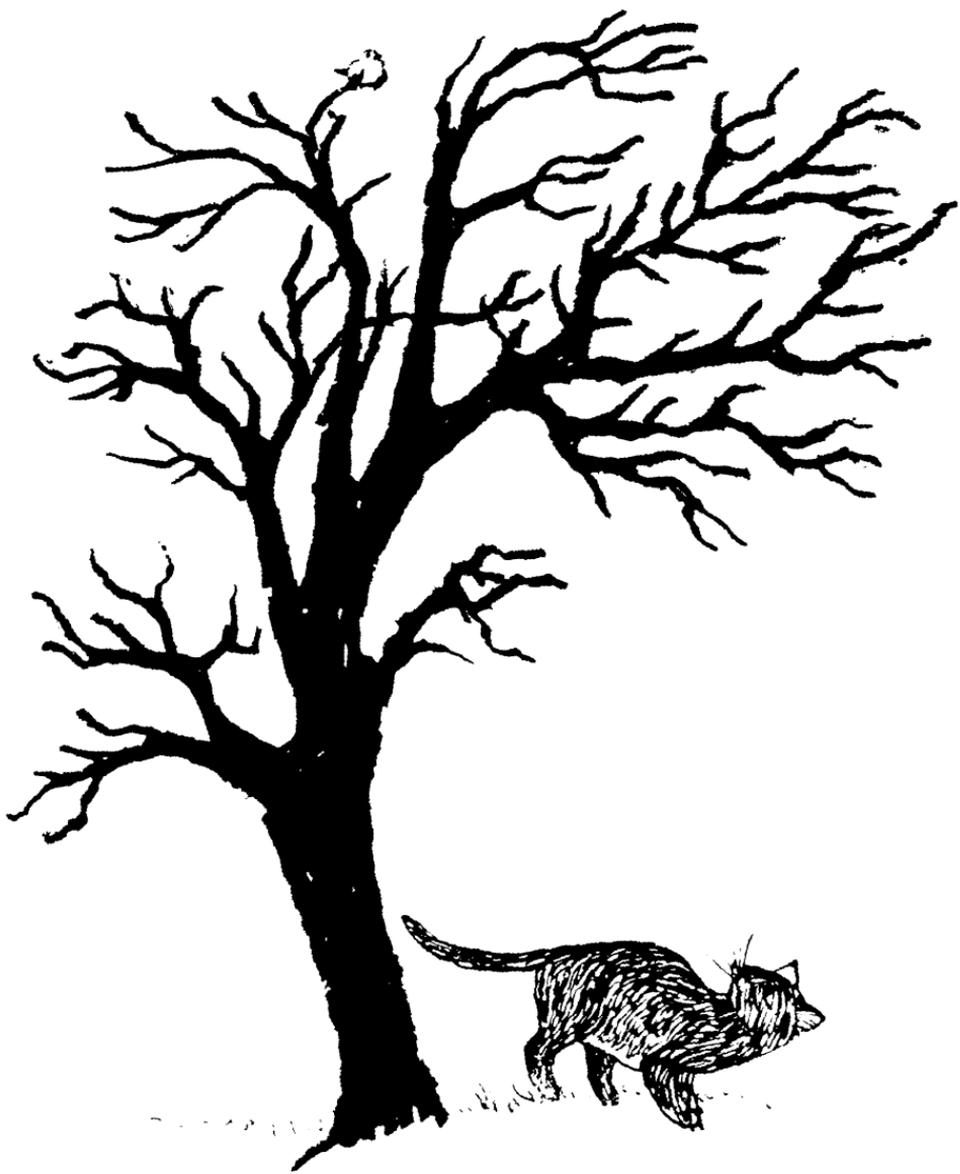
Das war ein Piepen und Schreien!

Aber es half nichts. Die Katze schlich sich immer näher heran . . .

Pierewit sah sie kommen. Er sah ihre bösen Augen. Er konnte nicht mehr fort. Pierewit war steif vor Schrecken.

„Pierewit, flieg fort!“

Aber Pierewit blieb sitzen. Die Katze war ganz nahe. Noch ein Schritt . . . Und dann . . .



Da flog ein großes, schwarzes Ding der Katze an den Kopf. Ein alter Schuh! . . .

Die Katze erschrak furchtbar. Sie machte einen großen Satz und rannte schnell davon.

Ein Junge kam angelaufen.

„Böse Katze!“ rief der Junge. „Mörderin!“

Er schaute auf Pierewit hinunter. Der saß zusammengekauert unter dem Strauch, steif vor Schrecken.

Pierewit dachte: Oh, was für ein großes Tier ist das jetzt wieder?

Ein Tier auf zwei Beinen! . . . Und es will mich auch fangen . . .!

Wipp . . . fort war Pierewit. Aber der Junge fing ihn doch. Er hielt Pierewit gut fest. Er streichelte ihn. Und er sagte: „Hab nur keine Angst! Ich will dich gewiß nicht aufessen. Ich tu keinem Vögelchen etwas zuleid!“

Er ging mit Pierewit nach Hause. Er rief: „Anni, schau, was ich habe!“

Ein Mädchen kam nach draußen. Es sagte: „Ach, Hans, was für ein liebes Vögelchen. Hast du es gefangen? Laß es schnell wieder fliegen! . . . Schau, sein Herzchen klopft ganz arg. Seine Brust geht auf und ab. Laß es wieder los, Hans!“

„Nein, nein!“ sagte Hans. „Das tu ich nicht. Dann fängt die Katze es doch! Schau, sie ist schon wieder auf der Lauer!“

Anni fragte: „Aber was willst du denn?“

Ja, was sollte Hans mit Pierewit anfangen?

Da kam der Vater herzu. Er fragte: „Was hast du da, Hans?“

„Ein Vögelchen, Vater“, sagt Hans. „Es saß unter einem Strauch. Und da wollte die Katze es fangen. Aber ich habe es gerettet.“

„Das war lieb von dir. Es ist ein Spatz. Er ist gewiß aus dem Nest gefallen“, sagte der Vater.

„Was soll ich damit anfangen, Vater?“

„Kann es noch nicht fliegen, Hans?“

„Nein, Vater, noch kaum. Wenn ich es freilasse, fängt Mieke es doch. Oder die Nachbarskatze.“

„Ja, das stimmt. Aber schau mal! Dort sitzen die alten Spatzen.“

„O ja, Vater. Schau, der eine hat einen Wurm im Schnabel! Den will er gewiß seinem Kind bringen.“

„Richtig. Und weißt du, was wir jetzt machen? Wir holen den alten Käfig vom Speicher herunter und hängen ihn an die Hausmauer. Dann hat dein Spatz ein gutes Plätzchen.“

„O ja, Vater, das ist lustig. Dann können die Eltern es zwischen den Stäben hindurch füttern. Tun sie das wohl?“

„Bestimmt, Hans. Du wirst sehen.“

„Fein, Vater, hol rasch den Käfig“, sagte Hans.

Der Vater holte den Käfig. Hans setzte Pierewit hinein. Pierewit flatterte zuerst hin und her. Dann blieb er still sitzen. Der Vater hängte den Käfig an einen Nagel, hoch an der Mauer. Dann gingen sie ins Haus und schauten zum Fenster hinaus.

Schau, da war Vater Spatz schon. Er saß auf dem Käfig, einen Wurm im Schnabel.

„Schnapp!“ sagte Pierewit. Und fort war der Wurm.

Schau, da war auch Mutter Spatz mit einer Raupe.

„Schnapp!“ sagte Pierewit. Und fort war die Raupe.

Auf dem Fenstersims saß die Katze. Sie spähte zum Käfig hinauf. Aber sie konnte ihn nicht erreichen.

Pierewit blieb ein paar Tage im Käfig. Seine Eltern brachten ihm zu fressen. Und Pierewit sagte nie: „Ich will nicht mehr.“

Eines Tages kam das große Tier wieder. Das Tier auf zwei Beinen. Er hatte noch ein paar Tiere bei sich. Das größte Tier nahm den Käfig von der Mauer. Es öffnete das Türchen.

„Rühr mich nicht an!“ schrie Pierewit. „Laß mich los!“

Aber das große Tier packte ihn doch. Es warf Pierewit in die Luft. Pierewit breitete die Flügel aus. Er flog mir nichts dir nichts zuoberst auf das Kirhdach.

Dort saß er ein Weilchen allein. Dann kam sein Vater zu ihm. Und dann seine Mutter.

Und schau, da kamen auf einmal noch vier Spatzen an. Wer waren die nur? Freddy und Teddy, Vrenchen und Lenchen. Sie waren auch

groß geworden. Sie konnten auch schon fliegen. Sie riefen: „He, Pierewit, bist du auch hier?“

„Ich hab schon selbst eine Schnecke gefunden“, rief Freddy.

„Und ich eine Raupe!“ rief Lenchen.

„Und ich einen Wurm, einen ganz langen!“ rief Teddy.

„Und du, Pierewit?“ . . .

„Ich?“ sagte Pierewit. „Ich noch nichts. Ich muß es noch lernen.“ Jetzt hatte er keinen so großen Schnabel mehr.

„Paßt auf!“ sagte die Mutter. „Da ist die Katze wieder, die Mörderin!“

Rrrrt! Fort waren sie. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Das ganze Nest.

Das Nest auf dem Birnbaum

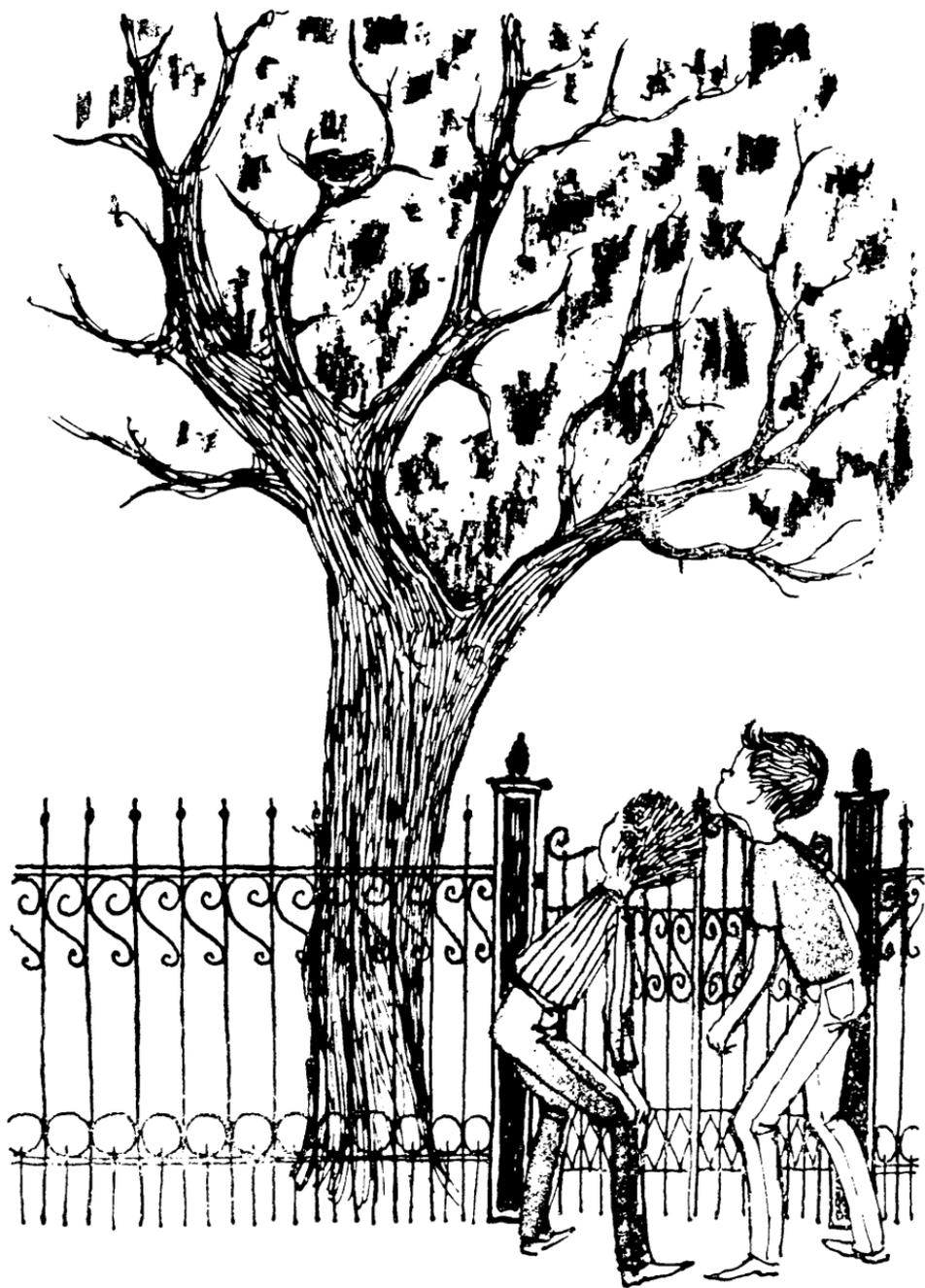
„Pscht, nicht sprechen und auf den Zehenspitzen gehen . . . Pscht, still jetzt, sonst hören sie uns kommen . . . Still, dort beim Gartentörchen, dort ist es.“

„Das ist der Garten des Schmieds, du! Da dürfen wir nicht hinein. Wenn er uns sieht . . .“

„Sei doch still, er sieht uns bestimmt nicht. Er arbeitet doch in der Schmiede, und sein Geselle ist gerade mit zwei Pferden fortgegangen. Ich habe es selbst gesehen.“

„Was willst du eigentlich hier? Sag es, sonst komme ich nicht mit.“
„Also.“

Jetzt flüstern sie miteinander beim Gartentörchen, Paul und Jürgen. Jürgen hört zu, und Paul redet und zeigt mit dem Finger in den Garten.



Jetzt fängt Jürgen an zu lachen. „Ja, klar, das machen wir. Und dann nehmen wir sie mit nach Hause und morgen mit in die Schule. Der Lehrer wird große Augen machen!“

„Ja, still jetzt, sie dürfen uns nicht hören und nicht sehen. Klettere du zuerst hinüber.“

Plumps! Jürgen springt auf der andern Seite des Törchens auf die Wiese.

Plumps! Paul hinterher. Jetzt sind sie im Garten des Schmieds. Ist er irgendwo zu sehen . . . ? Nein, er hat keine Zeit. Und er weiß nichts von den zwei ungezogenen Jungen, die in seinem Garten sind.

Aber dafür weiß er etwas von seinem schönen Birnbaum. O ja, den kennt er gut. Gestern abend hat er ihn noch angeschaut.

Was für ein schöner Baum! Wie ein großer Blumenstrauß sieht er aus. Er hat sicher tausend kleine weiße Blüten. Wie schön ist das! Man kann ihn stundenlang anschauen.

Und auf dem Baum, zwischen den Blättchen und Blüten, da ist ein kleines Nest. Das weiß der Schmied auch. Dort mitten in dem großen Strauß wohnen zwei kleine Vögel. Sie haben gemeinsam das Nest gebaut. Ein weiches warmes Vogelbett. Und dann haben sie Eier hineingelegt. Vier kleine blaue Vogeleier. „Türelürelü“, hat das eine Vöglein gesungen. „Jetzt mußt du die Eier warmhalten, denn du bist die Mutter. Und ich suche Essen für dich, denn ich bin der Vater.“

Der Schmied hat ihn herumfliegen sehen. Er hat ihn auch zurückkommen sehen mit Essen für das Vogelfrauchen.

„Wie schön ist das alles!“ hat der Schmied da zu seiner Frau gesagt.

„Die prächtigen Blüten am Birnbaum, die Vöglein im Nest, die Eier, aus denen bald wieder kleine Vögel kommen . . . Wie schön hat unser Vater im Himmel die Welt gemacht.“

Aber Paul hat es auch gesehen. Heute morgen als er auf dem Weg zur Schule am Garten des Schmieds vorbeikam. Aber Paul hat an ganz andere Dinge gedacht als der Schmied. Er hat einen Plan ausgedacht . . . Jürgen kennt ihn jetzt auch.

Weißt du, was sie vorhaben?

Sie wollen die kleinen Eier stehlen! Sie wollen den Muttervogel wegjagen. Und dann wollen sie die Eier in die Hosentasche stecken. Ganz vorsichtig natürlich, sonst gehen sie kaputt.

Ja, schau, Paul klettert schon am Baum hoch. Die Äste biegen sich unter seinem Gewicht. Jürgen steigt hinterher.

Die Vögel piepen so laut sie können.

„Hilfe . . . Hilfe . . . Gefahr! Da nahen sich große Hände und wollen uns wegjagen und unsere kleinen blauen Eier stehlen. Fort, fort, freche Jungen, das dürft ihr nicht! Sie gehören uns, und unsere Kinderchen sind darin.“

Paul lacht. Er ist schon fast beim Nest. Er streckt schon die Hand aus . . . „Du Paul, da kommt jemand. Es ist die Frau des Schmieds mit einem Korb voll Wäsche. Schnell, die Wäscheleine hängt ganz in der Nähe!“

Paul erschrickt. Unter viel Lärm rutschen sie den Stamm hinunter. Sie fallen fast, au! Paul schürft sich das Knie. Nicht danach schauen! Renn fort, so schnell du kannst . . . Wenn die Schmiedin dich sieht . . . Oder wenn sie dich erwischt . . . Das ist noch schlimmer. Sie klettern blitzschnell über das Gartentörchen; sie sehen nicht einmal den Mann auf dem Fahrrad, so eilig machen sie sich aus dem Staub. Glücklicherweise gerade noch zur Zeit. Die Schmiedin hat sie nicht gesehen.

„Morgen“, sagt Jürgen, „morgen versuchen wir es wieder.“

Es ist Abend. Es ist warm und still draußen. Die letzten Strahlen der Sonne fallen auf den Rasen, auf dem der Wagen mit der kleinen Schwester steht. Und auf die weiße Bank. Vater sitzt darauf mit Paul. Noch eine Minute, dann muß Paul ins Bett.

Vater liest die Zeitung. Manchmal erzählt er etwas daraus.

„Hör mal, Paul“, sagt Vater, „hier steht etwas von einem Mann, der ein kleines Kind gestohlen hat. Er hat das Kindchen einfach aus dem Wagen gehoben und dann mitgenommen.“

„Was für ein schlechter Kerl!“ ruft Paul böse. „Der sollte uns an

Schwesterchens Wagen kommen! Ich würde ihm . . . Ich würde ihm sicher etwas tun! So ein Mann ist schlecht, nicht wahr, Vater?“

„Ja“, nickt Vater, „aber so schlecht bist du auch.“

Was? Was sagt Vater da?

„Ich, Vater? Warum? Ich stehle doch keine kleinen Kinder.“

Paul muß lachen.

„Aber es ist doch so“, sagt Vater, „du stiehlest kleine Vogelkinder.“

Mit großen Augen schaut Paul da den Vater an. Dann wird er rot, so rot, daß sein ganzer Kopf heiß wird.

Er weiß auf einmal, was Vater sagen will. Es ist wahr, es ist eigentlich genau das gleiche. Aber woher weiß Vater das? Niemand hat ihn doch gesehen!

Vater faltet die Zeitung zusammen und schaut Paul ernst an. „Als ich heute mittag mit dem Fahrrad an der Schmiede vorbeifuhr, sah ich dich und Jürgen am Birnbaum herunterrutschen und fortrennen. Da wußte ich, was geschehen war.“

„Ich habe es nicht getan“, flüsterte Paul, „die Eier sind noch im Nest.“

„Gut, aber du wolltest es tun, nicht wahr?“

Paul nickt.

„Wenn du morgen wieder an dem Baum vorbeikommst, muß du Jürgen von dem bösen Mann in Amerika erzählen. Und dann mußst du ihm auch sagen, was du tun wirst, wenn jemand dein Schwesterchen stehlen will. Ich denke nicht, daß ihr dann noch zu dem Nest hinaufklettert.“

Ach, Paul schämt sich so! Daran hat er nie gedacht, wie schlimm es für die Vögel ist, wenn ihnen jemand die Eier aus dem Nest nimmt.

Am andern Morgen, noch bevor die Schule anfängt, stehen Paul und Jürgen wieder vor dem Garten des Schmieds. Genau wie gestern: Paul redet und Jürgen hört zu.

Machen sie einen neuen Plan?

Ja, jetzt hat Jürgen einen Plan. Er hat Paul zugehört und dann sagt er: „Was meinst du, was wir machen werden? Wir nehmen jeden

Tag Fressen für die Vöglein mit. Das legen wir hier auf das Gartenmäuerchen. Denn wenn die kleinen Vögel ausschlüpfen, dann haben sie einen Haufen Nahrung nötig.“

„Ja, das machen wir. Und wenn fremde Jungen an das Nest wollen, dann jagen wir sie fort. Zusammen sind wir sooo stark!“

Und dann gehen sie schnell in die Schule, denn es ist gleich acht Uhr.

Die Lehrerin ist krank

Die Wiese ist voll Blumen. Wie schön ist das! Blaue Glockenblumen, weiße Gänseblümchen, gelbe Butterblumen, allerlei Farben. Und das Gras ist dunkelgrün. Und Schmetterlinge tanzen über der Wiese und verschwinden manchmal zwischen den Blumen.

Aber Ruth sieht das alles nicht. Sie sitzt mit baumelnden Beinen auf der Gartenmauer und schaut in die Ferne. Sie schaut über die Blumenwiese und die Schmetterlinge hinweg in den blauen Himmel, an dem weiße Wolken schweben. Aber sie sieht auch die Wolken nicht. Sie sieht überhaupt nichts. Sie denkt an die Schule.

Heute morgen ist sie fröhlich in die Schule gerannt, und dann durfte sie nicht einmal hinein. Und sie hatte gerade so etwas Schönes vor. Denn nächste Woche hat Vater Geburtstag, und sie wollte die Lehrerin fragen, ob sie in der Bastelstunde eine ganz lange Girlande kleben dürfe. Die Lehrerin hätte sicher ja gesagt. Ganz sicher. Klaus durfte es letzte Woche auch. Und Anni hat eine für ihre Großmutter gemacht. Aber heute morgen stand der Hausmeister an der Klassentür und sagte: „Nein, Ruth, geh nur wieder heim. Du brauchst heute nicht in die Schule. Deine Lehrerin ist krank.“

Und zu Hause durfte sie auch nicht bleiben. Mutter sagte: „Es ist schönes Wetter, spiel ein wenig draußen.“

Zuerst hatte Ruth ein wenig gemault, weil sie nicht in die Schule und keine Girlande kleben konnte. Aber jetzt mault sie nicht mehr. Sie sitzt auf der Gartenmauer und muß die ganze Zeit an die Lehrerin denken. Die findet es natürlich noch viel schlimmer, daß sie nicht in die Schule kann. Denn sie ist krank. Sie muß sicher im Bett bleiben, ja, und vielleicht tut ihr auch etwas weh.

Es ist schlimm, wenn einem etwas weh tut . . . Oder wenn man Fieber hat wie letzthin das Brüderchen. Dann kommt der Doktor, und dann muß man Pillen schlucken. Dann mag man nichts essen, nur Saft kann man trinken.

Oh, Ruth möchte so gern der Lehrerin eine Flasche Saft bringen. Dann wird sie vielleicht bald wieder gesund. Sie läuft zur Mutter. „Mammi, darf ich meiner Lehrerin eine Flasche Saft bringen? Sie ist doch richtig krank.“

„Nein, Kind, sie hat bestimmt selbst Saft daheim . . . Du weißt ja nicht einmal, ob sie ihn mag.“

Ruth klettert wieder auf das Mäuerchen. Also keinen Saft. Aber was denn? Sie möchte eigentlich doch der kranken Lehrerin etwas Gutes tun. Sie wohnt ganz in der Nähe. Wenn die Lehrerin ohne Fahrrad ist, begleitet Ruth sie manchmal nach Hause.

Ruth denkt lange nach. Jetzt sieht sie auf einmal die Schmetterlinge und dann . . . „Ja, ich weiß“, ruft sie froh. „Fein, ich weiß schon was! Ich bringe ihr Blumen. Wenn große Menschen krank sind, bekommen sie immer Blumen.“

„Mammi, ich pflücke einen großen Strauß Blumen“, ruft Ruth durch die offene Tür ins Haus.

Mutter nickt. Und Ruth tanzt fröhlich über die Straße. Ein paar Schritte weiter ist ein Törchen. Ruth macht es auf, und nun steht sie mitten in den Blumen. Welch eine Menge! Man kann sie nicht zählen, und Ruth pflückt nur die allerschönsten.

Ruth ist jetzt selbst ein Schmetterling. Auch sie tanzt von einer Blume zur andern.

Zwei Sträußchen macht sie. Einen blau und gelb und einen mit lauter Gänseblümchen. Schau mal, wie schön!

Jetzt hat sie genug, jetzt läuft sie zum Haus der Lehrerin.

Vor dem Haus wird Ruth auf einmal verlegen. Nein, sie kann doch nicht nur so klingeln. Die Lehrerin kann natürlich nicht selber aufmachen, sie ist ja krank . . . Dann muß sie die Blumen irgendeinem Fremden geben . . . Nein, das will sie nicht.

Die Blumen werden warm in ihrem Händchen. Wenn sie nur nicht solche Angst hätte! Oder . . . oder soll sie die Blumen nicht besser mit nach Hause nehmen und Mutter geben? Nein, das ist nicht ehrlich, sie hat sie für die Lehrerin gepflückt, und die Lehrerin wohnt dort hinter der Tür und ist krank.

Ihre Hand geht schon zur Klingel und — wie von selbst öffnet sich die Tür. Ein alter Herr kommt heraus. Oh, Ruth kennt ihn. Es ist der Vater der Lehrerin. Er sitzt immer vorn in der Kirche, ganz nahe bei der Kanzel. Jetzt ist ihr letzter Mut dahin. Sie will schnell mit den Blumen wegrennen.

„Halt, halt!“ ruft der alte Herr. „Wohin rennst du? Du wolltest doch zu uns oder nicht?“

Ruth kommt zurück. Was für eine freundliche Stimme hat der Herr und was für liebe Augen! Wie Großvater. Jetzt hat sie auf einmal keine Angst mehr.

„Hier sind Blumen für meine Lehrerin“, sagt sie leise.

„Das hab ich mir gedacht, als ich dich hier stehen sah“, nickt der alte Herr. „Komm mit, dann darfst du die Blumen selber deiner Lehrerin geben.“

Und Ruth geht hinter dem freundlichen Herrn her ins Haus. Durch den Gang, die Treppe hinauf, durch eine Tür, ja, dort liegt das Fräulein.

Es lacht, als es Ruth sieht.

„Aber Ruth, du bringst mir Blumen? Ich habe gedacht, der Doktor käme mit seinen bitteren Pillen. Und jetzt ist es Ruth mit prächtigen Blumen. Du darfst sie selber in eine Vase tun.“

Jetzt wird es gemütlich im Zimmer. Der Vater der Lehrerin bringt

eine Vase mit Wasser darin, und Ruth tut die Blumen hinein, schön eine nach der andern.

„Sind Sie bald wieder gesund?“ fragt Ruth. „Wann darf ich wieder in die Schule?“

„Da müssen wir zuerst den Doktor fragen, aber wenn ich deine Blumen jeden Tag anschau, wird das sicher mit dazu beitragen, daß ich bald gesund werde.“

Aber das glaubt Ruth nicht ganz.

„Sie müssen Saft trinken, das hilft bestimmt.“

„Schau mal“, zeigt das Fräulein, „hier steht schon ein Glas davon auf dem Nachttisch.“

Ruth darf noch ein Weilchen bleiben. Sie erzählt von der Girlande für Vaters Geburtstag.

„Wenn ich am Montag nicht gesund bin, kommt eine andere Lehrerin. Dann kannst du die Girlande doch noch machen.“

Ja, aber Ruth hofft, daß das Fräulein am Montag wiederkommt. Das ist viel netter als eine fremde Lehrerin.

Aber als sie fortgeht und ihrem Fräulein die Hand gibt, sagt sie doch noch: „Wenn Sie am Montag noch nicht gesund sind, bringe ich Ihnen wieder Blumen, und dann habe ich keine Angst mehr zu klingeln.“

„Fein“, lacht der alte Herr, „ich werde sehen, ob es wahr ist.“

Jetzt rennt Ruth fröhlich nach Hause. Sie erzählt Mutter alles von dem kranken Fräulein. Auch von dem Saft auf dem Nachttisch und von den Blumen in der Vase und von dem netten Herrn, der Großvater gleicht. Mutter muß sich setzen, so lang wird die Geschichte. Und Vater muß sie am Abend auch anhören. Nur von der Girlande spricht Ruth natürlich nicht —, denn das soll eine Überraschung werden.

Juni

Mückentanz

Dideldum!
Summ, summ, summ!
Das ist zum Entzücken!
Wie tanzen die Mücken,
die schnellen Gesellen,
so leise im Kreise,
so wohligh, so munter,
hinauf und herunter!
Dideldum, dideldum!
Summ, summ!
Immer herum,
dideldum!
Immer herum,
summ, summ!

Die Kirschenreise

Oh, wie heiß ist es heute!
Hans und Fritz Spatz sitzen zusammen auf dem Rand der Dach-
rinne.

„Piep=piep=heiß, nicht wahr, Fritz?“

„Piep=piep=heiß, nicht wahr, Hans?“

Sie schauen hinunter auf die sonnige Straße. Zwei Paar kleine schwarze Kugeläuglein.

Hans will eine Fliege schnappen. Nein, zu spät. Aber er fliegt nicht hinter ihr her. O nein, es ist viel zu heiß. Laß die Fliegen heute nur in Ruhe.

Fritz sieht eine Spinne. Sie baumelt hin und her an der Regenrinne. Fritz könnte sie gut schnappen. Und er ißt gern Spinnen. Hm, das ist gut!

Aber jetzt? Nein, er hat keine Lust. Laß die Spinne ruhig baumeln, sie braucht heute keine Angst vor Fritz Spatz zu haben.

Nein, wie heiß ist es nur!

Schau doch einmal auf die Straße hinunter. Was für eine Hitze! Was für ein Staub! Man bekommt Durst davon.

Ja, Durst. Beide merken auf einmal, daß sie Durst haben. Ein bißchen frisches Wasser, das wäre fein. Aber die Regenpfützen auf der Straße sind alle ausgetrocknet; die Dachrinnen sind auch leer. Wenn sie Wasser wollen, müssen sie in den Park zum Teich.

Piep=piep.

„Kommst du mit in den Park, Fritz? Zuerst trinken wir, und dann setzen wir uns ein Weilchen auf einen schattigen Baum.“

„Ja, wir könnten Fräulein Fink besuchen. Die hat zwischen den grünen Blättern ein nettes Häuschen.“

„Also los!“

Fort sind sie. Die Fliege sitzt jetzt auf dem Rand der Dachrinne. Und die Spinne webt langsam ein schönes Spinnennetz. Ganz langsam, denn es ist heiß.

Durch die sonnige Straße fährt ein Eisverkäufer. Und vor einer Haustür sitzt ein kleiner Hund, der die Zunge weit aus dem Maul hängen läßt. Auch wegen der Hitze.

Hans und Fritz Spatz kommen zusammen an den Teich. Köstliches Wasser, frisches Wasser.

Aber was ist da los? Sie trinken ein bißchen, sie schütteln die Köpfe

chen . . . Was ist bloß mit dem Wasser los? Es ist gar nicht mehr gut. Es ist auch warm geworden.

Die Fische lachen sie aus, die dummen Fische! Die Frösche sind verschwunden, die finden es oben auf dem Wasser wohl auch zu heiß.

„Ping=ping=ping.“

Horch, das ist Fräulein Fink. Die wollten sie doch besuchen? Sie hat ein gemütliches Haus mitten in dem großen Baum.

„Guten Tag, Fräulein Fink.“

„Guten Tag, Fritz, guten Tag, Hans.“

Fräulein Fink ist nicht sehr freundlich. Sie hat eigentlich nicht gern Besuch. Und dazu zwei Spatzen an einem so heißen Tag, wo die immer so geschwätzig sind.

„Heiß, nicht?“

„Ja“, seufzt Fräulein Fink. Sie möchte, daß die Spatzen fortgehen. . . . Ah, da fällt ihr etwas ein.

„Sagt mal, habt ihr auch solchen Durst?“

„Ja und wie! Das Wasser des Teiches ist auch nicht mehr gut. Nein, gar nicht. Und wir kamen gerade deswegen in den Park.“

„Natürlich, die Sonne hat den ganzen Tag auf den Teich geschienen. Aber warum eßt ihr eigentlich keine Kirschen? Sie sind so gut gegen den Durst. Gestern war ein Spatz zu Besuch, der kam gerade von den Kirschbäumen. Der hatte geschlemmt!“

Kirschen . . . Hans Spatz hüpfte von einem Zweig auf den andern.

„Ja, Fräulein Fink, Kirschen sind für einen Spatz das Herrlichste auf der Welt. Aber, es ist sehr weit bis zu den Kirschbäumen.“

„Ach, das ist nicht so schlimm. Ich glaube, daß ihr in einer Stunde dort sein werdet. Spatzen können das wohl, sie sind stärker als wir Finken.“

Hans und Fritz strecken die Brust heraus. Ja, stark sind sie, viel stärker als Fräulein Fink.

„Wollen wir es versuchen, Fritz? Vielleicht schaffen wir es noch heute.“

„Ja, und draußen vor der Stadt ist es sicher nicht so furchtbar heiß. Los, Hans . . . Auf Wiedersehen, Fräulein Fink.“

Fein, denkt Fräulein Fink, die bin ich los. Ich bin mal gespannt, ob sie die Kirschbäume finden.

Hintereinander fliegen Hans und Fritz aus der Stadt hinaus. Ja, hier über den Wiesen ist es doch angenehmer als über den Straßen.

„Weißt du den Weg, Hans?“

„Ja klar, hab keine Angst.“

„Was für ein Schlaraffenleben werden wir führen, Hans! Ich freue mich schon drauf. Feine, rote, runde, saftige Kirschen! Hm, ich spüre sie schon in meinem Schnabel. Ich spüre schon, wie sie schmecken.“

„Ja, dem Fräulein Fink tut es sicher leid, daß es nicht so stark ist. Sonst wäre es sicher mit uns gekommen.“

„Aber ich werde jetzt doch ein bißchen müde. Wollen wir nicht doch auf der Gartenmauer ein bißchen ausruhen?“

„Gut, aber nicht zu lang, sonst kommen wir zu spät zu den Kirschen.“

„Piep=piep . . . Hans, bist du eingeschlafen? Wir sitzen hier schon eine ganze Weile.“

„Ich? Eingeschlafen? Du hast geschlafen. Ich warte ja schon die ganze Zeit darauf, daß du wach wirst. Wir wollen doch zu den Kirschbäumen.“

„Fang jetzt keinen Streit an. Das ist gar nicht nett. Schau, da kommt ein Star; wir wollen ihn fragen, wie weit es noch ist.“

„Piep=piep. Sag Star, ist es noch weit zu den Kirschbäumen?“

Der Star kneift ein Auge zu. Mit dem andern schaut er Hans und Fritz von der Seite an.

„Ja, es ist noch ein ganz schönes Stück. Woher kommt ihr?“

„Aus der Stadt. Jetzt gehen wir Kirschen essen.“

„Haha“, lacht der Star, „ihr wollt Kirschen essen? Das möchtet ihr wohl. Haha!“

Und schon fliegt er fort.

Wie merkwürdig benimmt sich doch der Star!

Die Spatzenbrüder fliegen weiter. Sie sind jetzt gut ausgeruht.

Hans fliegt wieder voraus. Fritz hinterher. Es ist gerade, als könnten sie die Kirschen schon ein bißchen riechen. Bald werden sie keinen Durst mehr haben, mit all den vielen Kirschen im Bäumlein!

„Sag, Hans, ich hab einen Plan. Wir müssen bei den Kirschen wohnen.“

„Warum sollten wir überhaupt in die warme Stadt zurück?“

„Hans, daran habe ich noch nie gedacht. Ja, das machen wir! Wir wollen auf einem Kirschbaum wohnen. Das ist ein guter Plan. Du wirst sehen, wie herrlich wir dort jeden Tag schlemmen können.“

Sie schlagen mit den Flügeln vor Freude. Sie wollen es geschwind dem Storch erzählen, der dort unten am Bach steht. Dabei können sie auch ein bißchen ausruhen.

Sie setzen sich am Bachufer in die Wiese.

„Sag, Meister Langbein, ißt du auch so gern Kirschen?“

Der Storch gibt keine Antwort.

„Er ist sicher taub“, zwitschert Fritz.

„Nein“, sagt der Storch wütend, „ich bin alles andere als taub. Ich will Frösche fangen. Geht fort mit eurem Geschrei, ihr jagt sie nur weg.“

„Sei nicht gleich so unfreundlich, Meister Langbein. Wir haben Frösche gar nicht gern. Wir wollen Kirschen essen, und wir wollen auch auf den Kirschbäumen wohnen. Jawohl!“

Der große Storch klappert einmal mit dem Schnabel.

„Wohnen . . . ? Auf einem Kirschbaum? Ihr dummen Spatzen. Geht lieber zurück zu eurer Dachrinne.“

„Komm, Hans“, sagt Fritz da, „laß doch den unfreundlichen Kerl bei seinen Fröschen. Wir wollen weiterfliegen. Ich glaube, wir sind schon fast am Ziel.“

Hurra, dort sind die Kirschbäume. Und so viele, so viele! Zehn, hundert, vielleicht sogar tausend Bäume. Und schau mal, was für prächtige Kirschen daranhängen! Ganze Trauben glänzender, roter Kirschen.

„Los, Hans, wir fliegen auf den erstbesten Baum. Stopf dein Bäuchlein ruhig voll.“

Hm, jetzt fängt das Kirschenfest an!

Patsch! Klapp! Knall!

Was ist denn das?

„Oh, Hans, wo bist du?“

„Hier, Fritz, hier. Was war das. Mein Herz klopft laut vor Schreck. Ich wollte gerade auf den großen Ast fliegen.“

„Fang an zu essen. Das beruhigt am ehesten. Es klang wie ein Gewitter, nicht wahr?“

Patsch! Knall! Bum!

Pfui, es geht schon wieder los. Ängstlich flattern Hans und Fritz hoch.

Und . . . da sehen sie es. Unten zwischen den Bäumen stehen Jungen. Große Jungen mit Klappern und Gewehren. Die müssen die Vögel fortjagen. Die Vögel sollen nicht auf die Bäume kommen. Die Kirschen müssen von den Menschen gepflückt werden, nicht von den Vögeln.

Auf einmal begreifen Hans und Fritz, warum der Star so lachte, und warum der Storch so merkwürdig tat. Sie können hier nicht wohnen. Sie können nicht einmal Kirschen essen.

Patsch! Knall!

„Komm, wir fliegen gleich zurück. Wir werden hier noch krank vor Angst. Komm, Fritz!“

Da fliegen sie wieder. Sie haben jeder nur eine Kirsche essen können. Die waren zu Boden gefallen. Sie haben sie schnell aufgehoben.

Was wird Fräulein Fink wohl sagen, wenn sie morgen die ganze Geschichte hört?

Anni und Luise

Der Sandhaufen im Kindergarten ist riesengroß, und der Spielplatz ist noch größer.

Und doch haben Luise und Anni jeden Tag Streit. Wenn Luise ein tiefes Loch gegraben hat, will Anni auch hinein. Und wenn Anni auf der Schaukel sitzt, kommt Luise und sagt: „Ich will jetzt schaukeln.“

Wenn Luise mit Hanni spielt, dann will Anni auch mitspielen. Und wenn Anni mit dem Roller herumfährt, muß sie immer bremsen, weil Luise ihr in den Weg läuft.

So ist jeden Tag etwas anderes los.

Die andern Kinder müssen darüber lachen.

Aber das Fräulein kann nicht lachen. Es ist ganz traurig.

Es hat schon oft versucht, aus den beiden richtige Freundinnen zu machen. Aber nichts hilft. Und jede gibt der andern die Schuld. Schau nur, dort stehen sie wieder mit zornigen Augen!

„Du hast mein Schiff gestohlen.“

„Das ist nicht wahr, das ist mein Schiff, damit habe ich die ganze Zeit gespielt.“

„Ja, und ich habe mein Schiff neben deinen Sandhaufen gelegt, und jetzt ist es nicht mehr da.“

„Ich habe es bestimmt nicht, du mußt eben besser auf dein Schiff aufpassen.“

„So, und ich sage es dem Fräulein . . . Fräulein, Anni hat mein Schiff gestohlen.“

„Woher weißt du das?“ fragt das Fräulein.

„Es war hier, und jetzt ist es fort.“

Das Fräulein wird ein bißchen böse. Alle anderen Kinder sind brav und spielen miteinander. Nur Luise und Anni haben wieder Streit.

„Dort bei der Mauer liegt ein Schiff, Luise, gehört es dir?“

„Ja, ich habe es gar nicht gesehen.“

„Und dann gibst du einfach Anni die Schuld? Das ist sehr schlecht von dir, Luise.“

Die Kinder spielen wieder weiter, aber das Fräulein ist sehr ernst geworden.

Es denkt immerfort an Luise und Anni.

Jeden Morgen erzählt das Fräulein als erstes eine Geschichte aus der Bibel. Dann sitzen die Kinder mäuschenstill auf ihren Stühlchen, und wenn das Fräulein aufhört, sagen sie: „Wie schade, daß die Geschichte schon zu Ende ist.“

Am nächsten Morgen erzählt das Fräulein vom Herrn Jesus, und wie er mit seinen Freunden, den Jüngern, zusammen essen ging. Zum letzten Mal, denn jetzt mußte der Herr Jesus schon bald in den Himmel zurück.

Und was sagte der Herr zu seinen Jüngern? O ja, eine ganze Menge. Aber was sagte er über die Jünger selbst?

„Ein jeder Mensch muß sehen können, daß ihr meine Jünger seid. Und wißt ihr woran? Daran, daß ihr lieb und gut seid zueinander, daß ihr immer bereit seid, zu helfen und füreinander zu sorgen, und daß ihr nie untereinander streitet.“

Die Kinder hören gut zu und denken, daß sie oft nicht lieb sind.

Aber als die Geschichte aus ist und die Klasse hinausgeht, ruft das Fräulein Luise und Anni zu sich.

Nein, es dürfen keine andern Kinder dableiben. „Geht nur nach draußen und spielt.“

„Möchtest du gern eine Freundin des Herrn Jesus sein?“ fragt das Fräulein Anni.

Anni nickt ganz fest.

„Ja, Fräulein, gerne!“

„Und du, Luise?“

Luise nickt auch, aber . . . Luise wird ganz rot. Denn sie versteht auf einmal, was das Fräulein sagen will.



Es ist ganz still im Zimmer. Und dann versteht Anni es auch. Das Fräulein sieht es Annis Augen an.

„Versucht jetzt beide so zu sein, wie es der Herr Jesus gern hat“, sagt das Fräulein. „Und wenn es euch schwerfällt, müßt ihr den Herrn bitten, euch zu helfen. Dann geht es sicher.“

Luise und Anni versprechen es. Ja, sie wollen es wirklich versuchen. Sie gehen in den Sandkasten und bauen zusammen eine Burg. Beinahe geraten sie in Streit, wem die Burg gehören soll. Aber dann denken sie an ihr Versprechen und — schon ist der Streit vorbei.

Und es geht jetzt jeden Tag ein bißchen besser. O ja, manchmal

sagen sie doch noch böse Dinge und geben einander einen Klaps, aber sie denken dann doch immer wieder an ihr Versprechen.

Und eines Tages sagt das Fräulein fröhlich: „Luise und Anni, könnt ihr erraten, warum ich heute so froh bin?“

„Ich weiß es“, ruft Theo geschwind. „Weil Luise und Anni den ganzen Tag noch nicht gestritten haben.“

Luise und Anni sagen nichts. Sie lachen einander nur an. Und sie wissen beide, wie es gekommen ist.

Aber, pscht, darüber nicht mit den andern Kindern sprechen. Das weiß nur der Herr Jesus, den sie jeden Abend darum gebeten haben.

Zehn kleine dicke Schweinchen

Zehn kleine dicke Schweinchen lebten auf dem Land des Bauern Schnick.

„Kommt“, sagte eines Tages das Größte von ihnen, „wir wollen eine Reise tun. Was habt ihr schon vom Leben: immer im gleichen Stall schlafen, immer das gleiche Zeug fressen. Kommt nur, wir gehen in die weite Welt hinaus.“

Und dann rannten sie los, alle zehn hintereinander in einer Reihe. Ihre Beinchen machten ritsch=ratsch=rutsch im nassen Gras. Sie waren kaum ein kleines Stückchen gelaufen, als sie plötzlich mit der Nase vor einem Bach standen. Einem breiten Bach voller Frösche und Fische.

„Knurr=schnurr“, sagte das kleinste Schweinchen, „o welch ein Schreck! Ihr glaubt doch nicht, daß ich auf Reisen gegangen bin, um ins Wasser zu fallen? Ich denke nicht daran. Auf Wiedersehen, ich gehe wieder zurück zur Mutter.“

Das kleine Ringelschwänzchen hoch in der Luft, rannte das kleine Schweinchen, ritsch=ratsch=rutsch, nach Hause zurück.

Jetzt waren es nur noch neun.

„Kommt nur“, sagte das Größte von ihnen dann, „wir gehen weiter.“ Sie rannten dem Bach entlang. Und ein Weilchen später kamen sie zu einem Brett, das über den Bach führte.

„Knurr=schnurr“, sagte das Schweinchen, das jetzt das kleinste war, „ich habe Angst. Ihr glaubt doch nicht, daß ich über dieses Brett gehe und dabei ins Wasser falle? Fällt mir nicht ein, ich gehe wieder zur Mutter zurück.“

Und geschwind rannte es, ritsch=ratsch=rutsch, nach Hause.

„Kommt“, sagte das größte Schweinchen; „folgt mir nur. Wir gehen hier hinüber. Das ist eine Brücke.“

Hintereinander gingen die Schweinchen über das Brett. Jetzt waren es nur noch acht. Sie kamen auf das Land des Bauern Schnack. Ihre kleinen Beinchen trippelten so schnell es ging weiter.

Ein Weilchen später kamen sie zu einem Tor. Einem großen, schweren, hölzernen Tor. Das konnten sie nicht aufmachen. Sie waren noch viel zu klein.

„Knurr=schnurr“, sagte das kleinste Schweinchen, „so etwas habe ich noch nie gesehen, so ein großes Tor. Da kommen wir nie weiter. Auf Wiedersehen, ich gehe heim zur Mutter.“

Und es rannte eilig nach Hause.

Aber das größte Schweinchen rief: „Kommt nur, wißt ihr, was wir machen? Wir kriechen einfach unter dem Tor hindurch.“

Eins nach dem andern krochen die sieben übrigen Schweinchen durch den kleinen Spalt und rannten weiter.

Auf einmal standen alle sieben wie angefroren da. Denn ein großes braunes Pferd galoppierte auf sie zu.

„Mutter, Mutter“, rief das kleinste von ihnen ängstlich. Es warf die Hinterbeinchen in die Luft und hopp, da rannte es schon heim zur Mutter.

Das größte Schweinchen aber sagte: „Laufen, Kinder, dort ist ein Bauernhof.“

Zu sechst rannten sie zum Bauernhof. Aber es war noch sehr weit. Und als sie einen leeren Heuschober sahen, krochen sie hinein.

Alle? Nein, das kleinste Schweinchen blieb draußen stehen und sagte böse: „Ich soll mich in einem fremden Stall verstecken? Fällt mir nicht ein.“ Und ganz allein lief es heim zur Mutter.

Die fünf andern lachten und knurrten einander zu: „Fein ist das hier, kein Pferd kann uns etwas tun.“

Sie machten ein Mittagsschläfchen. Das tat gut nach dem Schreck.

Das größte Schweinchen wurde als erstes wieder wach und sagte: „Kommt, die Reise geht weiter.“

Sie rieben sich die Augen mit ihren Vorderbeinchen aus, und, ritsch=ratsch=rutsch, da rannten sie von neuem.

Fünf Schweinchen? Nein, es waren nur noch vier, denn das kleinste

dachte: Ich hab noch lang nicht genug geschlafen. Und ich will auch nicht mehr soviel laufen. Ich gehe lieber zurück zur Mutter.

So kamen nur noch vier kleine dicke Schweinchen auf den Hof des Bauern Schnack. Sie schauten in der Scheune nach, ob es dort etwas zu fressen gab.

O weh, in der Scheune kochte der Knecht eben das Schweinefutter. Er machte große Augen, als die vier Schweinchen hereinkamen.

„Was“, rief er, „wie kommen die fremden Schweinchen in unsere Scheune? Marsch, macht daß ihr fortkommt. Sonst stecke ich euch alle vier in den Suppentopf der Bäuerin.“

„Knurr=schnurr“, rief das kleinste Schweinchen, „meint ihr, ich sei auf Reisen gegangen, um im Suppentopf zu landen?“ Und in einem Rutsch rannte es nach Hause zu seiner Mutter.

Die andern drei waren so erschrocken, daß sie davonrannten, so schnell sie konnten. Sie wußten aber nicht, wohin, und auf einmal standen sie an einer großen Straße. Viele Autos fuhren vorbei.

„O weh“, rief das kleinste Schweinchen, „da haben wir die Bescherung. Jetzt gibt es sicher ein Unglück.“

Es drehte sich um, und, ritsch=ratsch=rutsch, rannten seine Beinchen nach Hause zurück.

Die andern zwei warteten, zitternd vor Angst, bis sie kein Auto mehr sahen. Dann sprangen sie schnell über die Straße und kamen auf eine große Wiese. Jetzt wollten sie nicht mehr so rennen. Denn sie waren müde von all dem Laufen.

Aber was war das? Das kleinere Schweinchen blieb stocksteif stehen. Was war das für ein großes rotes Ding? Schrecklich, es kam auf sie zu! Näher, immer näher!

Ritsch=ratsch=rutsch, da stob es auch schon davon. Ohne sich umzuschauen, rannte es über die Straße, an der Scheune mit dem bösen Knecht vorbei, an dem leeren Heuschober vorbei, am braunen Pferd vorbei, unter dem hölzernen Tor hindurch, über das Brett und den Bach entlang . . . heim zu seiner Mutter.

Das Schweinchen, das jetzt allein auf der Wiese stand, schaute sich um. Wo waren all seine Brüderchen geblieben? Nein, was für

Angsthasen, richtige kleine Angsthasen! Es hatte keine Angst, es spazierte einfach auf das rote Ding zu. Das Ding aber war — ein Mädchen. Ein kleines Mädchen mit einem roten Rock.

Es bückte sich. Es streckte beide Arme nach dem kleinen Schweinchen aus, und es war so froh.

„Ach“, sagte es, „bist du so allein auf der großen Wiese? Komm nur mit mir, du bist mein liebes kleines Schweinchen.“

Es hob das Tierchen auf und trug es auf den Armen zum Bauernhaus.

„Schau mal, Vater, was für ein liebes Schweinchen. Das hab ich gefunden.“

Doch der Bauer Schnack schüttelte den Kopf.

„Es ist ein freches Schweinchen, es ist davongelaufen, komm nur mit, wir bringen es zurück.“

Und ach, nun durfte das Schweinchen nicht mehr auf den weichen Mädchenarmen bleiben. Der Bauer nahm es unter den Arm, auh! wie weh das tat!

Mit großen Schritten ging der Bauer zu seinem Freund, dem Bauer Schnick. Das Mädchen mit dem roten Rock trabte mit kurzen Schritten hinter ihm her.

So kam auch das zehnte Schweinchen wieder zu seiner Mutter zurück.

Und es war sehr froh darüber!

Ein heißer Tag

Heute ist ein heißer Tag.

Fleck, der Hund, läuft ganz nahe an den Hausmauern entlang, um wenigstens ein bißchen Schatten zu finden.

Sogar die Katze des Milchmanns, die immer so gern in der Sonne liegt, ist im Haus verschwunden.

Außer Fleck ist niemand auf der Straße zu sehen. Auch keine Kinder; die großen sind in der Schule, und die kleinen bleiben heute lieber im Zimmer.

Nein, nicht alle. Da kommt Richard aus dem Haus. Er trägt ein großes Paket. Er legt es vor die Tür und geht zum Nachbarhaus.

Klingeling!

„Frau Meier, darf Leo herauskommen?“ ruft er laut, als die Tür sich öffnet.

Richard wartet draußen.

Ja, da kommt Leo schon die Treppe herunter. In jeder Hand hält er ein Bonbon.

„Da, eins ist für dich.“

Richard will es schon nehmen, aber da fällt ihm etwas ein.

„Nein, jetzt noch nicht.“

„Warum?“ will Leo wissen.

„Das wirst du schon noch sehen“, sagt Richard.

Dann geht er zum nächsten Haus.

Klingeling. „Frau Müller, darf Rudi mit uns spielen?“

Ja, Rudi kommt schon.

Jetzt noch zur Grete.

Leo und Rudi schauen das große Paket an.

„Gehört das dir, Richard?“

„Ja.“

„Was ist darin?“

„Nicht aufmachen!“ ruft Richard.

„Ja, aber was ist darin?“

„Nicht aufmachen!“ ruft Richard wieder.

Er muß lang vor Gretes Haus warten. Endlich macht Grete die Tür auf.

„Frag mal deine Mutter, ob du mit uns spielen darfst.“

Grete streckt ihm die Zunge heraus.

„Nein, es ist viel zu heiß, um draußen zu spielen.“

„Ja“, sagt Richard, „dann kannst du auch nicht mitmachen bei der Überraschung.“

Grete läßt ihre lange Zunge schnell verschwinden.

„Eine Überraschung? Was für eine?“

Richard schüttelt den Kopf.

„Das sage ich dir nicht. Wenn du mitmachen willst, mußt du herauskommen.“

Jetzt wird Grete neugierig.

„Was hast du denn Richard?“

Aber Richard gibt keine Antwort mehr. Er geht zurück zu den andern.

„Ich komme“, ruft Grete schnell. „Nur schnell Mammi fragen.“

Sie rennt ins Haus und ist im Nu wieder zurück.

„Zuerst in die Bäckerei“, sagt Richard jetzt.

Hintereinander gehen sie in die Bäckerei. Richard holt einen Zehner aus der Tasche und sagt: „Eine Rolle Bonbons, bitte.“

Das ist schon eine Überraschung. Richard hat Geld für Süßigkeiten! Sie werden ganz still vor Staunen.

„Wohin geht's nun, Richard?“

„Das werdet ihr schon sehen“, sagt Richard nur.

Oh, nichts dürfen sie heute mittag wissen. Aber sie wagen nicht, etwas zu erwidern, denn wenn Richard böse wird, erfahren sie erst recht nichts.

„Gehen wir auf die Spielwiese, Richard?“

Ja, jetzt nickt Richard.

Sie gehen wie von selber ein bißchen schneller. Sie spüren die Hitze nicht mehr. Sie denken nur noch an die Überraschung in dem großen Paket.

Richard schwitzt sehr. Das Paket wird immer schwerer. Aber er trägt es doch lieber selber.

Endlich haben sie es geschafft. Glücklicherweise sind heute nicht viele Kinder auf der Spielwiese. Richard wirft das Paket ins Gras.

Alle drei stehen gespannt um ihn herum, während er die Schnur aufmacht. Ein großes grünes Tuch kommt zum Vorschein. Ganz groß ist es, wie ein Bettuch. Dann folgt ein kleineres Stück, es ist rot. Dann ein paar Stöcke und eine Rolle Schnur. Soll das die Überraschung sein? Leo und Rudolf sind ganz enttäuscht.

Aber Grete begreift es sofort. Sie tanzt vor Freude. „Ja, Richard, fein, ein Zelt, ein richtiges Zelt!“

„Nun“, sagt Richard zu den Jungen, „ist das keine Überraschung? Die Stücke Stoff habe ich von Mutter bekommen und die Stöcke und die Schnur von meinem großen Bruder. Soll ich jetzt ein schönes Zelt für euch bauen? Es wird so groß, daß wir zu viert hinein können.“

Ja, jetzt begreifen Leo und Rudolf es auch. Ja, das ist eine riesige Überraschung! Ein Zelt bauen!

„Dann merkt man auch nichts von der Sonne, im Zelt“, sagt Rudolf.

„Und die Bonbons, Richard, bekommen wir auch ein paar?“

„Ja, das Geld dafür hat Vater mir gegeben, weil es so heiß ist. Leo hat auch noch zwei, nicht wahr?“

Leo fischt sie aus der Hosentasche. Sie kleben zwar ein bißchen, aber das macht nichts.

Richard steckt die Stöcke in die Erde. Er weiß genau, wie das geht. Mit seinem großen Bruder hat er schon mehrere Male das Zelt aufgebaut.

Nun muß Grete die Ecken des großen Tuches mit der Schnur an die Stöcke binden.

Das ist schwierig. Wieder kommt Gretes Zunge zum Vorschein. Aber jetzt sagt sie nicht pfui, jetzt findet sie es fein.

Im Nu ist das Zelt fertig. Sie müssen auf den Knien hineinkriechen — so niedrig ist ihr neues Haus.

Sie müssen auch ganz nah zusammen sitzen, denn groß ist es auch nicht. Aber das macht nichts. Sie spielen den ganzen Nachmittag mit ihrem Zelt. Und sie finden es alle vier schade, daß Richards großer Bruder kommt und sagt, daß es höchste Zeit ist, nach Hause zu kommen.

„Morgen wieder, nicht wahr, Richard?“ rufen alle drei.

Und Richard sagt: „Ja, jeden Tag, wenn Mutter es erlaubt.“

Fein, hurra!



Juli

Des Kirschbaums Gäste

Der Kirschbaum grünt
an Zweig und Ast,
da hat er auch schon einen Gast.
Am jungen Grün und
zarten Blatt
frißt sich das Räuplein
voll und satt.

Der Kirschbaum blüht
an Zweig und Ast,
da hat er wieder einen Gast.
Das Bienchen findet Honigseim
und trägt ihn in die Zellen heim.

Und sind der Wochen sechs vorbei,
so kommen gar der Gäste zwei.
Kennst du sie wohl? Sag es geschwind:
Es ist das Spätzlein und — das Kind.

Drei kleine Neger

Es waren einmal drei kleine schwarze Negerkinder.

Das erste hieß Robi, das zweite hieß Dobi. Und das dritte hatte einen besonders lustigen Namen! Es hieß Suki=suki.

Einmal, als sie im Negerdorf spielten, sagte Robi: „Ich mag hier nicht mehr bleiben. Ich will mal etwas anderes sehen. Ich gehe ganz weit fort.“

„O Robi, und wir?“ riefen seine Freunde traurig.

„Bleibt nur hier“, sagte Robi. Und er ging fort. Er setzte die schwarzen Füßchen fest auf den Boden und schwenkte die Arme. Gerade als finde er es fein, ganz weit von seinen Freunden fortzugehen.

Er schaute sich nicht mehr um. Nicht nach der Hütte seiner Mutter, nicht nach der schönen Palme, auf die er so oft geklettert war; er schaute sich nach nichts mehr um. Schon bald sahen die Freunde ihn nicht mehr. Jetzt war Robi weit fort . . .

Am andern Tag spielten Dobi und Suki=suki bei der großen Palme. Sie kletterten um die Wette hinauf. Und als sie hoch oben auf dem Baum saßen, konnten sie über alle Hütten hinwegsehen. Sie sahen den blauen Himmel, und ganz weit weg sahen sie das Meer. Es war auch blau. Fast so blau wie der Himmel.

Später am Tag wurde es heiß. So heiß, daß die Freunde nicht mehr spielen wollten. Sie legten sich in den Schatten vor den Hütten und machten die Augen zu.

Suki=suki schlief bald ein und träumte von herrlichem Bananenbrei. Aber Dobi konnte nicht schlafen. Er mußte soviel denken.

Mir gefällt es auch nicht mehr hier, dachte Dobi. Jeden Tag die gleichen Hütten und immer den gleichen Freund . . . Aber ich weiß, was ich tue! Ich gehe auch fort. Ganz allein. Aber ich gehe heimlich. Niemand darf es wissen. Auch Suki=suki nicht.

Vorsichtig stand Dobi auf, ging auf Zehenspitzen um die Hütte . . . und dann rannte er barfuß aus dem Dorf hinaus.

Ich gehe hinter der Sonne her, dachte Dobi. Ich will so lange wandern, bis ich zur Sonne komme. Wenn die Sonne schlafen geht, lege ich mich auch schlafen. Und wenn sie wieder aufgeht, wandere ich weiter.

Viel, viel später, als Dobi schon weit weg war, wurde Suki=suki wach. Er rieb sich die Augen aus, schaute sich um . . . oh, wo war Dobi geblieben?

„Dobi?“

Keine Antwort.

„Dobi, Dobi, wo bist du?“

Keine Antwort.

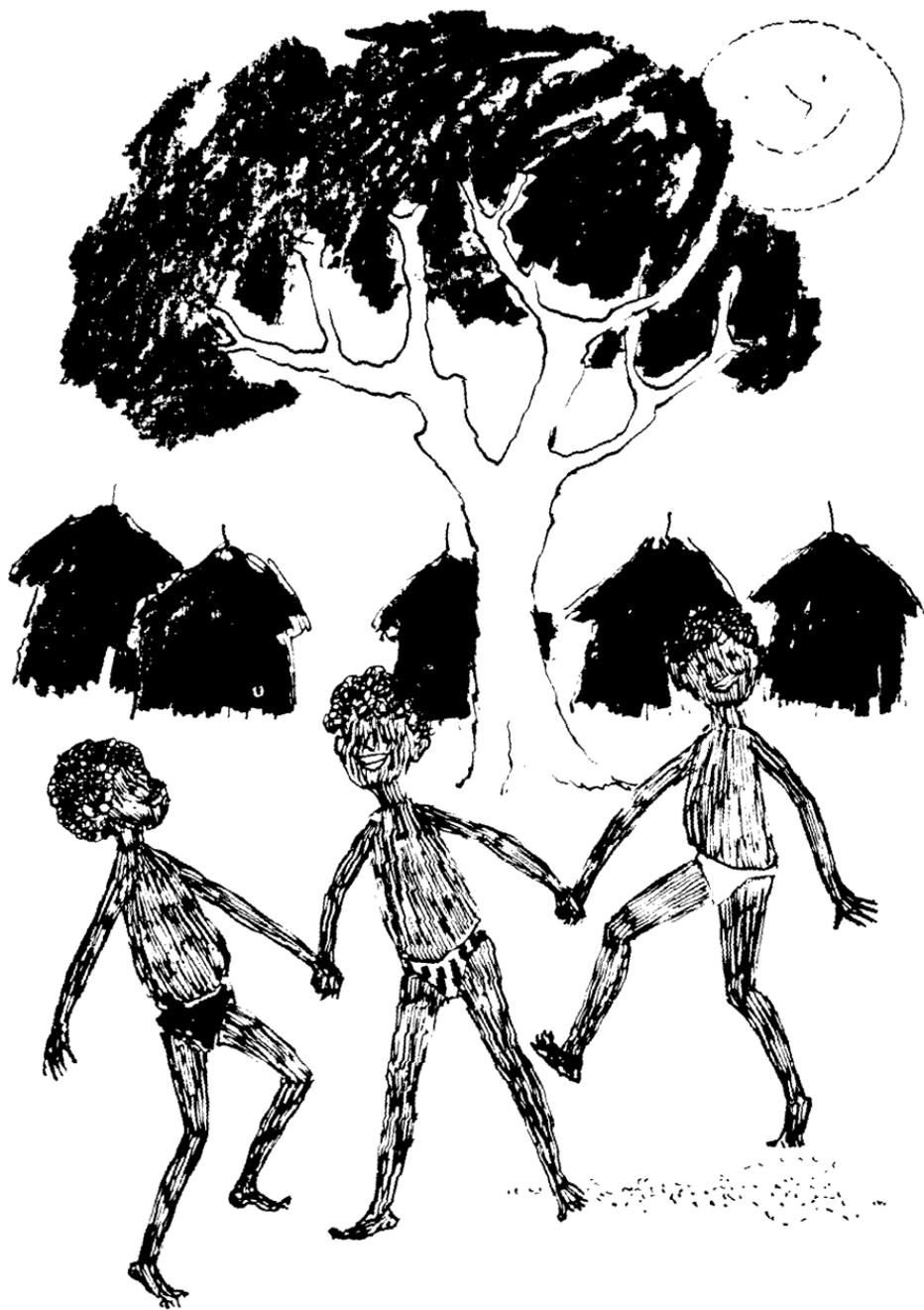
Da mußte Suki=suki lachen. Er klatschte in die Händchen und rief: „Ich weiß schon. Dobi hat sich natürlich versteckt . . . Jetzt muß ich ihn suchen.“

Mit einem Sprung stand er auf den Füßen, kletterte schnell wie ein Affe auf einen hohen Baum und schaute sich nach allen Seiten um. Nein, er sah Dobi nicht. Er schaut sich noch einmal genau um. Nein, nein, nirgends war ein kleines Negerlein mit einem roten Höschen zu sehen.

Ganz still blieb Suki auf dem Baum sitzen. Dann tropften ihm die Tränen aus den Augen. Eine nach der andern fiel hinunter in den Sand.

Armer Suki=suki! Er begriff, was geschehen war. Dobi war auch fortgegangen. Er hatte auch nicht mehr im Negerdorf bleiben wollen. Und auch nicht mehr mit Suki=suki spielen. Wie traurig! Jetzt hatte Suki keinen Freund mehr. Ganz lang blieb Suki auf dem Baum. Erst als er ins Bett mußte, rutschte er wieder hinunter.

Schlafen? Nein, Suki=suki konnte nicht einschlafen. Er mußte die ganze Zeit an Robi und Dobi denken. Ob sie wohl wieder zurückkommen? Oder blieben sie für immer fort? Wieder weinte er stille Tränen.



Auf einmal kam ihm etwas in den Sinn.

Ja, das mache ich. Ich werde sie suchen. Sie sind sicher noch nicht so weit weg. Sie müssen wieder zurückkommen. Sonst bin ich so allein. Ganz leise stand Suki=suki auf und verließ die Hütte. Niemand konnte ihn sehen. Nur der Mond sorgte dafür, daß die Nacht nicht so dunkel war. Und jetzt blickte der Mond den kleinen Suki=suki mit dem grünen Höschen an.

„Wohin gehst du?“ flüsterte der Mond.

„Ich suche meine Freunde“, flüsterte Suki=suki, „hilfst du mir?“ Helfen? O ja, das tat der Mond gern. Er half dem kleinen Negerlein gern, das so allein durch die Nacht ging.

„Wie sehen sie aus?“ flüsterte der Mond.

„Gerade wie ich. Aber der eine hat ein weißes Höschen an und der andere ein rotes.“

Während Suki=suki hinter allen Hütten und auf allen Bäumen suchte, suchte der Mond hinter allen Bergen und in allen tiefen Tälern. Er drehte sein großes freundliches Gesicht nach allen Seiten. Nichts . . . Nichts . . . wieder nichts . . .

Wo stecken die Schlingel bloß?

Halt, wart einmal. Was war das für ein kleiner weißer Fleck in dem Fischerboot dort am Meer? Ja, es war ein weißes Höschen. Und in dem weißen Höschen steckte ein Negerjunge. Ja, das mußte Robi sein. Er mußte es schnell Suki=suki erzählen!

„Du mußt ans Meer gehen, Suki. Dort liegt ein kleines Boot, und in dem Boot liegt Robi.“

Da rannte Suki=suki los. Er schaute weder nach rechts noch nach links, er rannte und rannte, bis er ans Meer kam.

Ja, da lag das Boot. Und . . . Robi lag darin.

Ein Sprung und Suki=suki war auch darin. Er landete genau auf Robis Zehen.

„Au“, schrie Robi laut und wurde wach.

Aber als er Suki=suki sah, lachte er fröhlich und rief: „O Suki, wie froh bin ich, dich zu sehen! Es war gar nicht schön, so allein auf der Reise. Ich will lieber mit dir zu Dobi zurück.“

Suki=suki schüttelte den schwarzen Lockenkopf.

„Nein, Dobi ist auch fortgegangen. Ich war auf der Suche nach euch beiden, und der Mond hat mir dabei geholfen.“

„Hör, da ruft es wieder.“

„Ich habe Dobi auch gefunden. Er ist weit weg. Dort, hinter dem hohen Berg, dort liegt er und schläft.“

Robi und Suki=suki sprangen aus dem Boot und gingen Hand in Hand und so schnell sie konnten zu dem hohen Berg. Es war sehr weit!

Ihre Füßchen wurden müde und heiß, und die Augen fielen ihnen zu vor Schlaf. Und gerade als sie hinter den Berg kamen, verschwand der Mond, und die Sonne kam. Da wurde Dobi wach. Und das erste, was er sah, waren seine beiden Freunde!

„Komm, Dobi, komm mit uns zurück. In unserem Dorf ist es doch viel schöner als so allein auf Reisen.“

Dobi schaute die Sonne an, zu der er gehen wollte. Dann schaute er seine Freunde an.

„Ja“, sagte er, „ich gehe lieber wieder mit euch. Kommt, wir laufen nach Hause, denn mein Bäuchlein knurrt vor Hunger.“

So kamen die Freunde zu dritt in ihr Dorf zurück.

Und sie wollten nie mehr fort, sie wollten viel lieber wieder jeden Tag miteinander spielen. Zwischen den Hütten, unter der hohen Palme und in der warmen guten Sonne.

Ein Geschenk für Fräulein Eule

Welch ein Lärm herrscht im Wald! Es piept, zwitschert, pfeift, brummt . . . Alle Tiere sind zusammengekommen, um über das große Fest zu reden.

Nächste Woche feiert das Fräulein Eule ein großes Fest. Denn dann ist sie fünfundzwanzig Jahre Lehrerin. Das wollen die andern Tiere feiern. Sie sind alle zu Fräulein Eule in die Schule gegangen und haben viel bei ihr gelernt. O ja, sie ist schon eine gute Lehrerin!

Aber sie darf nichts von dem Fest wissen. Es soll eine Überraschung werden. Hört nur all die vielen Stimmen des Waldes! Eine jede will etwas zu dem Fest sagen. Eine schreit lauter als die andere.

„Wir müssen ihr schon früh morgens ein Ständchen bringen“, zwitschert die Amsel.

„Was ist das, ein Ständchen?“ fragt der Hase.

„Ein Ständchen . . . nun, dann machen wir alle zusammen Musik. Das tönt ganz prächtig.“

„Ja, das ist gut“, rufen die andern.

„Und jetzt das Geschenk“, pfeift der Igel wichtig. „Was meint ihr zu einem Sack voll Bucheckern?“

Aber jetzt lachen sie alle den Igel aus. Was soll Fräulein Eule damit anfangen, mit Bucheckern? Die kann sie sich selber im Wald suchen. Nein, es muß etwas sein, was die Lehrerin noch nicht gehabt hat. Etwas, was ihr große Freude macht.

Sie schreien wieder alle durcheinander. Da kriecht eine kleine Feldmaus aus ihrem Loch heraus.

„Was ist denn hier für ein Lärm?“ fragt sie erschreckt.

„Oh, nächste Woche veranstalten wir ein Fest für Fräulein Eule. Und jetzt suchen wir ein schönes Geschenk für sie. Machst du auch mit, Feldmaus?“

Die Feldmaus schüttelt das dunkle Köpfchen hin und her.

„Mitmachen? Fällt mir nicht ein. Immer will sie mich fangen, wenn sie mich im Wald sieht. Nein, ich mache, daß ich fortkomme.“

Sie verschwindet schnell wieder in ihrem Loch und schimpft noch ein bißchen mit einer dicken Spinne, die frech und behäbig beim Eingang sitzt.

Die Spinnen und die Fliegen und die Mücken machen auch nicht mit. Sie dürfen es nicht einmal. Sie sind viel zu klein, finden die andern Tiere.

Nur die Glühwürmchen, ja das ist etwas anderes, denn die müssen am Abend für die Beleuchtung sorgen. Das wird sicher schön!

„Pscht, pscht“, wird auf einmal gerufen. „Bitte um Ruhe für die Nachtigall. Sie weiß ein feines Geschenk.“

Die Tiere sitzen ganz still da und schauen die Nachtigall an, die sich auf den untersten Ast des allergrößten Baumes setzt.

„Ja, ich denke eben“, singt die Nachtigall, „daß Fräulein Eule nicht gut singen kann. Es klingt furchtbar, wenn sie Gesangsunterricht gibt. Wir kaufen ihr eine Geige. Dann braucht sie die Lieder nicht mehr vorzusingen. Dann kann sie sie vorspielen.“

„Ja, ja“, rufen alle Tiere, „das ist ein feines Geschenk. Die Lehrerin hat sicher Freude daran. Wer kauft es?“

„Ich“, schnuffelt der Hase. „Und ich will ihr das Geschenk auch überreichen . . . Gleich nach eurem Konzert.“

„Gut, gut“, piepen und zwitschern und brummen alle. „Das wird bestimmt eine große Überraschung für unsere Lehrerin!“

Am Festtag ist prächtiges Wetter. Die Sonne ist besonders früh aufgestanden, um beim Konzert dabei zu sein. Und der Himmel ist so schön blau!

Jetzt sind die Tiere des Waldes ganz still. Sie haben sich alle möglichst fein herausgeputzt. Und leise laufen und fliegen und springen sie herbei — zu dem Baum, auf dem Fräulein Eule wohnt. Ein paar flinke Vögel schmücken ihn schon mit Blumen. Fräulein Eule merkt nichts davon, denn sie schläft noch.

Jetzt kommt der Hase mit der neuen Geige. Noch einen kleinen Augenblick, und das Fest beginnt.

„Schaut alle auf mich“, sagt der Hase. „Wenn ich die rechte Pfote hochhebe, müßt ihr einsetzen. Dann wird Fräulein Eule wach, hernach überreiche ich das Geschenk.“

Ganz still ist es jetzt. Jedermann wartet auf das Zeichen . . . Da geht die Hasenpfote in die Höhe . . . Das Ständchen beginnt. Die Nachtigall singt am schönsten von allen. Erschreckt öffnet Fräulein Eule die Augen. Große runde Augen, mit denen sie böse dreinschaut! „Was für ein Krach?“ krächzt sie wütend. Der Hase macht eine tiefe Verbeugung.

„Es ist ein Festtag heute, Fräulein, weil Sie fünfundzwanzig Jahre als Lehrerin tätig sind. Und jetzt . . .“

Aber die Lehrerin läßt ihn nicht einmal ausreden.

„Verschwindet, und zwar schnell“, ruft sie mit einer bösen Kratzstimme, „ich will kein Fest, ich will schlafen!“

„Aber, aber“, sagt der Hase mit zitternder Stimme, „wir haben ein schönes Geschenk für Sie. Eine Geige, weil Sie nicht so gut singen können.“

„Was!“ ruft Fräulein Eule wütend, „willst du etwa sagen, daß ich nicht singen kann! Macht, daß ihr fortkommt. Sonst schicke ich euch alle in die Ecke. Und ich packe euch an den Ohren und schüttle euch. Fort, fort, ich will schlafen!“

Die Tiere stieben auseinander. Wie wütend ist die Lehrerin gewesen! Sie haben richtig Angst. Sie rennen und fliegen so schnell sie können, weit weg von dem geschmückten Baum.

Der Hase hat die Geige fallen lassen und rennt mit großen Sprüngen nach Hause. Er hat richtiges Herzklopfen bekommen. Die Feldmaus schaut um die Ecke und muß über all die erschreckten Tiere furchtbar lachen.

Die Sonne versteckt sich hinter einer dicken Wolke. Das soll ein Fest sein?

Fräulein Eule aber schläft schon wieder. An ihren gesträubten Federn kann man noch sehen, wie böse sie gewesen ist.



Und auf dem Boden liegt einsam und allein die schöne Geige, auf der man richtig spielen kann.

Jetzt ist es Mittag. Durch den Wald kommt ein Mann. Ein armer, alter Mann. Sein Rock hat Löcher und Risse. Seine Schuhe sind ganz kaputt. Nur sein weißer Bart ist schön.

Er wandert still den schmalen Pfad entlang.

Auf einmal bleibt er stehen. Da liegt etwas! Er geht darauf zu mit großen, erstaunten Augen. Er bückt sich, streckt die Hände aus und . . . in seinen Händen hält er eine schöne Geige — das Geschenk für Fräulein Eule.

Er kann es einfach nicht begreifen, wie ist das Ding hierhergekommen? Er hebt den Geigenstock auf und streicht vorsichtig über die Saiten. Horch, schöne Musik erklingt! O ja, er kann es noch gut. Darf er wohl die schöne Geige mitnehmen, oder hat sie jemand verloren? Er denkt lange nach.

„Nimm sie, nimm sie“, singen auf einmal hundert kleine Vogelstimmen um ihn herum.

Er blickt sich um, nirgends ist jemand zu sehen. Wieder erklingen die Stimmen: „Nimm sie mit!“

Oh, jetzt wird der alte Mann ganz froh. Er nimmt die Geige und den Geigenstock unter den Arm.

Er wird Musik machen auf den Straßen der Stadt und in den Dörfern. Dafür bekommt er Geld, und dann kann er sich einen neuen Rock kaufen. Und Schuhe und Brot und eine warme Decke für seine kranke Frau und noch vieles mehr.

Er lacht ganz fröhlich bei dem Gedanken. Die Sonne lacht auch wieder, und die Vögel singen vor Freude. Sie erzählen alles, was sie gesehen haben, schnell den andern Tieren.

Verstecken spielen

„Was wollen wir jetzt spielen?“ fragt Christian.

„Schule“, sagt Ruth.

„Fangen“, schlägt Klaus vor.

„Verstecken“, ruft Hans.

Ja, verstecken! Das ist lustig in dem großen Garten. Hans wohnt hier, er kennt alle Verstecke wie seine Hosentasche! Ruth und Klaus und Christian wohnen in der Stadt. Dort haben sie keinen Garten zum Spielen. Darum finden sie es fein, einen ganzen Tag bei Tante Dora und Onkel Wilhelm zu sein. Sie haben schon den ganzen Morgen gespielt, und sie müssen erst nach Hause, wenn es dunkel wird. Dann begleitet Onkel Wilhelm sie zum Autobus.

„Ich werde euch suchen“, sagt Ruth, „ich bin die älteste. Aber ihr dürft nicht aus dem Garten hinaus.“

In der Ecke bei der Küchentür zählt Ruth bis hundert.

„Ich komme!“ ruft sie dann laut.

Jetzt gut schauen und ganz leise sein! Vielleicht ist einer dort hinter dem Schuppen.

Auf den Zehenspitzen geht Ruth hin.

Nein, nichts . . . Es kann auch jemand hineingekrochen sein . . .

Nein, wieder nichts . . . Weiter!

Schau, da steht ein umgekehrter Kehrriechteimer. Tante hat ihn heute morgen sauber gemacht . . . Ob da jemand daruntersitzt? Hans vielleicht, der ist noch klein. Vorsichtig hebt Ruth den Eimer auf. Nein, wieder nichts.

„Eins, zwei, drei, ich bin frei“, hört sie auf einmal Christians Stimme.

Ja — jetzt hat Christian gewonnen.

„Wo hast du dich denn versteckt?“

„Das sage ich nicht, das ist mein Geheimnis.“

Ruth sucht weiter.

Ha, da sieht sie Hans, er sitzt hinter einem Johannisbeerstrauch.

„Komm nur, Hans, komm hervor, ich habe dich gesehen.“

Wo ist Klaus? Ruth traut sich fast nicht weiter, Klaus könnte plötzlich zum Vorschein kommen. Noch ein paar Schritte, siehst du, da rennt er schon hinter dem Hühnerstall hervor. Er ist vor Ruth bei der Küchentür.

„Gewonnen“, jubelt Klaus, „ich hab gewonnen!“

„Jetzt mußt du suchen, Hans. Du kannst noch nicht bis hundert zählen, oder? Dann mußt du warten bis wir ‚fertig‘ rufen.“

„Hört mal, ich weiß etwas Lustiges“, sagt Ruth. „Wir lassen Kitti, die Katze, auch mitspielen. Das dürfen wir doch?“

Ja, Hans hat nichts dagegen. Und Ruth weiß ein gutes Plätzchen für Kitti. Auf den Zehenspitzen geht sie mit Klaus zum umgekehrten Kehrreimer.

„Heb ihn auf“, sagt sie leise.

Und bevor die Katze begreift, was los ist, sitzt sie darunter.

Brrr, wie dunkel es hier ist!

Ruth kriecht in den Schuppen, Klaus klettert auf einen Baum und Christian versteckt sich zwischen den Sträuchern.

„Fertig!“ ruft Klaus.

Jetzt muß Hans suchen. Er geht ganz nahe am Kehrreimer vorbei, aber er ahnt nicht, daß Kitti darunter sitzt. Er will zuerst im Schuppen suchen.

Aber da geht die Küchentür auf.

„Kinder?“ ruft Tante Dora, „schnell! Auf der Straße ist Musik.“

Und schon kommen Ruth, Klaus und Christian aus ihren Verstecken hervor. Zu viert rennen sie auf die Straße.

Sie gehen ganz nahe an die Musikanten heran. Immer mehr Kinder kommen, um zuzuhören. Und Hans darf den Männern einen Zehner geben.

Als die Musikanten weitergehen, folgen ihnen die Kinder. So schön finden sie die Musik.



Aber niemand denkt an Kitti, das arme Kätzlein, das unter dem
Kehrichteimer gefangen sitzt.
Niemand.

Um sechs Uhr kommt Onkel Wilhelm nach Hause. Die Tante hat
den Tisch gedeckt: einen großen Teller voller Butterbrote für all die
hungrigen Kinder.

„Hol sie bitte“, sagt die Tante zu Onkel Wilhelm, „sie sind mit der Musik gegangen.“

Der Onkel findet sie sofort. „Zum Nachtessen, Kinder, und dann auf den Autobus.“

„Hans, hast du die Hände schon gewaschen? Und hat Kitti ihre Milch?“

Die andern Kinder sitzen schon am Tisch. Sie warten auf Onkels Gebet.

„Wo bleibt Hans nur?“ sagt der Onkel ungeduldig. „Der Autobus geht um sieben Uhr.“

Da öffnet sich die Tür, und Hans sagt betrübt: „Ich kann die Katze nicht finden. Sie ist fortgelaufen.“

„Nein, das hat sie noch nie getan. Mamma wird sie gleich nach dem Essen suchen.“

Während des Essens sprechen sie nur von Kitti. Und Hans kann fast nichts essen, so traurig ist er.

Oh, wenn Kitti fort ist, das wäre schrecklich.

Auf einmal schlägt sich Klaus mit der Hand an den Kopf und schaut Ruth mit großen, erschreckten Augen an.

Er weiß auf einmal, wo das Kätzlein ist. Hat Ruth es ganz vergessen?

„Was ist los?“ lacht die Tante. „Warum bist du so erschrocken?“

Klaus schaut noch einmal Ruth an. Ja, nun muß er es wohl sagen.

„Ich weiß, wo die Katze ist“, sagt er leise, „wir haben sie versteckt.“

Der Onkel will böse werden. „Versteckt, was ist das für ein Unsinn?“

Aber Klaus rennt schon davon und Hans hinter ihm her . . . Ja, die arme Kitti sitzt noch immer unter dem Kehrrichteimer. Sie miaut vor Freude, als Hans sie in die Arme nimmt.

„Arme liebe Kitti, ist schon gut, du bekommst leckere Milch vom Hans.“

Am Tisch erzählt Ruth dann, was geschehen ist. Sie erzählt auch ehrlich, daß sie es vorgeschlagen hat. Da ist Onkel Wilhelm nicht mehr böse.

„Es ist schade, daß du jetzt nach Hause mußt. Sonst könnten wir dich jetzt ein Weilchen unter den Kehrichteimer stecken.“

Als Ruth und Klaus und Christian zum Autobus gehen, geben alle drei Kitty ein Extraküßchen auf das schwarze Köpfchen.

Das ist für all den Schrecken, versteht ihr?

August

Der Mond

Der Mond ist wie ein Segelschiff
am dunklen Sternenzelt,
der Tannenwald ein schwarzes Riff,
Nacht liegt auf Wald und Feld.

Die Wolken ziehen mit dem Mond
rund um die Erde hin.
Der Vater, der im Himmel wohnt,
lenkt sie nach seinem Sinn.

Muscheln

Endlich, endlich ist es Samstag! Schon seit Tagen hat Elsi jeden Abend gefragt: „Wievielmals muß ich noch schlafen, wievielmals noch?“

Jeden Morgen wird es einmal weniger. Und heute ist es endlich soweit. Sie sind alle heute morgen sehr früh aufgestanden. Mutter und Vater, sowie Kurt und Erich, die großen Brüder. Und auch Elsi. Onkel Peter kommt mit einem großen Lastwagen angefahren. Und darauf laden sie nun Stühle, einen Tisch, Betten, Pfannen, Spielzeug — alles.

Elsis Freundin aus dem Nachbarhaus schaut zu.

„Zieht ihr um, Elsi?“

Nein, sie ziehen nicht um, sie gehen ans Meer. Nahe am Meer steht ein Häuschen aus Holz, viel kleiner als ihr eigenes Haus. Und dort

werden sie jetzt eine Weile wohnen. Alles, was sie brauchen, müssen sie mitnehmen. Und darum ist Onkel Peter mit dem Lastwagen gekommen.

Kurt und Erich helfen beim Aufladen. Sie tragen Stühle und Kisten, richtig wie große Männer. Elsi hilft auch. Sie trägt all ihre Spielsachen zum Auto. Onkel Peter schimpft zwar darüber, aber er findet doch für alles ein Plätzchen. Doch dann sagt Mutter: „Halt, Elsi, jetzt ist es genug. Du brauchst nicht soviel Spielzeug, denn du kannst dort jeden Tag im Sand spielen.“

Elsi kommt gerade mit ihrer neuen Schiefertafel aus dem Haus.

„Die darf ich doch noch mitnehmen, Mutter?“

„Nein, jetzt ist es genug . . . Bring sie wieder zurück, Kurt!“

Da kommen Elsi die Tränen. Sie möchte die Schiefertafel so gern mitnehmen.

Aber Kurt weiß etwas viel Schöneres.

„Hör mal“, flüstert er, „du darfst dafür die schöne Dose mitnehmen mit dem Bären auf dem Deckel.“

„Was soll ich denn damit?“

„Tja, da hinein tust du deine Muscheln. Du suchst so viele, bis die Dose voll ist. Ich helfe dir dabei.“

O ja, das ist fein, Kurt weiß immer etwas . . . Ja, das macht sie, sie wird die ganze Dose mit Muscheln füllen. Dann kann sie Gerda auch ein paar nach den Ferien abgeben.

Sie eilt zu ihrer Freundin.

„Hör mal, Gerda, soll ich für dich Muscheln sammeln?“

„Ja, fein, aber keine einfachen; du mußt mir doppelte Muscheln bringen.“

„Doppelte, was sind das für Muscheln?“

„Zwei, die aneinander hängen. Die sind besonders schön.“

Gut, Elsi will für ihre Freundin doppelte Muscheln suchen.

Aber jetzt muß sie gehen. Onkel Peter läßt schon den Motor an. Vater hebt Elsi hoch und setzt sie auf das Auto, mitten zwischen die Kisten und Stühle. Kurt und Erich klettern hinterher. Sie passen auf Elsi auf. Das haben sie Mutter versprochen. Mutter und Vater

sitzen vorn bei Onkel Peter. Sie winken noch der kleinen Gerda zu. Und dann fährt der Lastwagen schon um die Ecke. Herrlich, die Ferien haben begonnen!

Ganz nahe bei dem Holzhäuschen ist der Strand. Solch einen großen Strand hat Elsi noch nie gesehen. Er ist viel, viel größer als der Sandhaufen in der Schule. Und wenn man ein Stück über den Strand geht, kommt man ans Meer.

Elsi hat ein bißchen Angst vor dem Meer. Nur ein klein bißchen natürlich. Sie findet die Wellen so hoch, und sie brausen so, die wilden Wellen.

Aber der Sand ist schön und oh, wie viele Muscheln sieht sie! Schnell holt sie die Dose mit dem Bären drauf.

„Wohin willst du?“ fragt Vater. „Du mußt hierbleiben. Wenn alles ausgepackt ist, gehen wir zusammen.“

Und Mutter sagt: „Du darfst nicht allein an den Strand. Elsi . . . Schau, du darfst bis zu dem Häuschen mit der Fahne.“

Es ist nicht weit bis dorthin, aber das macht nichts. Elsi kann wenigstens mit dem Muschelsuchen anfangen. Es liegt alles voll Sand zwischen den Häusern. Lustig ist das, nirgends sieht man Pflastersteine, nur Sand.

„Darf ich die Schuhe ausziehen?“

Ja, das darf sie . . . Dort geht Elsi nun, barfuß und mit ihrer Dose unter dem Arm.

Viele Muscheln gibt es hier. Immer wieder macht es „tick“, wenn eine in die Dose fällt. Aber Elsi findet keine doppelten. Und die muß sie doch auch haben. Elsi wird müde von all dem Bücken. Sie möchte am liebsten ein bißchen ausruhen, aber — sie hat noch gar keine doppelten Muscheln gefunden. Und gewöhnliche will Gerda natürlich nicht haben.

Oh, wie müde wird sie! Auf den Knien kriecht Elsi zwischen den Häuschen herum, doch sie findet nicht, was sie sucht.

Elsi findet auf einmal das Muschelsuchen nicht mehr so schön.

Es ist so heiß, und sie ist ganz müde geworden.

Nun legt sie sich der Länge nach neben der Dose in den Sand. Und dann . . . dann . . . Weiter kann Else nicht mehr denken. Denn sie ist eingeschlafen . . .

Vater und Mutter sind noch beim Einräumen. Kurt und Erich packen die Kisten aus.

Sie haben so viel zu tun, daß sie nicht merken, wie dunkel es auf einmal wird. Ja, eine große Wolke hat sich vor die Sonne geschoben. Und dann noch eine, und noch eine.

Und dann beginnt es zu regnen.

Tick, macht es in der Dose, tick=tick=tick. Lauter große Regentropfen. Die Muscheln in der Büchse werden ganz naß.

Aber auch auf Elsis Röckchen fallen Tropfen. Und auf ihre Haarschleife und auf ihre Beine, auf alles. Elsi merkt nichts davon, sie schläft tief und fest.

Da geht die Tür von dem Häuschen mit der Fahne auf. Eine Frau kommt heraus.

„Kleine“, ruft sie erschrocken, „steh auf, du wirst ja ganz naß.“ Aber Elsi hört es nicht. Sie schläft ruhig weiter.

„Kleine, Kleine“, ruft die Frau noch einmal. Aber das Rufen hilft nichts. Elsi wird nicht wach.

Da bückt sich die fremde Frau. Sie hebt Elsi auf, trägt sie ins Haus und legt das schlafende Kind auf ihr Bett.

Die Dose mit dem Bären steht noch draußen. Die Frau hat sie nicht einmal gesehen. Sie schaut das schlafende Mädchen an und muß lachen. Sie weiß nicht einmal, wie das Kind heißt. Und weiß auch nicht, wo es wohnt.

„Oh“, ruft Mutter auf einmal, als sie aus dem Fenster blickt. „Vater, schau, wie es regnet. Und Elsi ist noch draußen . . . Hol sie, Erich.“ Erich zieht schnell den Regenmantel an und eilt hinaus.

Doch nirgends ist Elsi zu sehen. Vielleicht ist sie inzwischen nach Hause gegangen. Er ruft durch die offene Haustür: „Ist sie schon hier, ich finde sie nirgends.“

Erschreckt kommen Vater, Mutter und Kurt nach draußen. Sie machen sich Sorgen. Wo kann Elsi nur stecken? Sie ist doch nicht weitergegangen als bis zum Haus mit der Fahne . . .? Sie hat sich doch nicht verirrt . . .?

Jetzt suchen sie zu viert. Sie rufen immer wieder: „Elsi, Elsi!“

Vor dem Haus mit der Fahne steht die Dose. Mutter hebt sie auf.

Da öffnet sich die Haustür.

„Suchen Sie ein kleines Mädchen?“

„Ja, wissen Sie vielleicht, wo es ist?“

Die fremde Frau lacht.

„Kommen Sie nur herein.“

Mutter geht mit ins Haus, ja, und dort auf dem Bett liegt Elsi und schläft.

Was für ein Glück, der Schrecken ist gleich vergessen. Mutter weckt ihr Töchterchen ganz schnell.

„Schau mal, jetzt hast du dich doch verirrt“, sagt Mutter.

Elsi kann es nicht begreifen. Sie schaut die fremde Frau an, sie schaut Mutter an, aber sie begreift nichts.

Doch als sie die Dose sieht, ruft sie: „Ich muß Muscheln suchen, doppelte, für Gerda. Gerda hat es gesagt.“

„Willst du im Regen Muscheln suchen? Dummerle, wir gehen jetzt nach Hause. Vater und die Jungen sind sicher froh, daß ich dich gefunden habe.“

Mutter dankt der fremden Frau, und die sagt zu Elsi: „Du darfst gern wieder zu Besuch kommen, aber dann ohne Mittagschläfchen. Und wenn ich doppelte Muscheln finde, will ich sie für dich aufheben. Gut?“

Dann rennen sie schnell durch den Regen zurück.

Und Vater und die Jungen sind so froh, daß sie Elsi wieder haben, daß sie alle drei versprechen: „Morgen gehen wir mit dir und suchen doppelte Muscheln. Dann bekommst du sicher die ganze Dose voll!“



Ferienglück

Albert und Thomas sitzen zusammen auf der Treppe des Milchladens. Es kommen jetzt sowieso keine Kunden. Es ist viel zu heiß draußen.

Albert und Thomas haben zu nichts Lust. Sie sitzen still auf der hohen Treppe und schauen auf ihr Haus, das auf der andern Seite der Straße liegt. Zu Hause hatten sie ein bißchen gespielt. Mit Lene und der kleinen Anne. Aber Mutter fand es zu wild.

„Geht ein wenig nach draußen, es ist viel zu warm in dem kleinen Zimmer. Könntet ihr in den Ferien nur zu Onkel Willi!“

Ja, zu Onkel Willi möchten die Jungen auch gern. Er hat sie ja eingeladen.

Aber niemand kann sie zum Onkel bringen, er wohnt ganz weit weg. Mutter kann nicht von zu Hause fort. Und Vater hat auch keine Zeit. Schade, es ist immer so schön bei Onkel Willi und Tante Grete. Sie haben so ein nettes Häuschen. Ganz nahe am Fluß. Und hinter dem Haus liegt eine große Wiese. Dort ist auch das Haus des Bauern, der ein Freund von Onkel Willi ist.

„Weißt du noch, Thomas“, sagt Albert, „wie wir damals auf einem Pferd reiten durften?“

„Ja, und weißt du noch, als dem Bauern das kleine Schweinchen davongelaufen war?“

„O ja, und als wir es zurückbrachten, bekamen wir ein großes Stück Kuchen von der Bäuerin.“

„Schade, daß wir nicht hinkönnen.“

Wieder sitzen sie still nebeneinander. Nein, diese Hitze! Tut=tuut.

Da kommt der Kartoffelmann! Ganz vorsichtig fährt er mit seinem großen Lastauto in die schmale Straße.

Albert und Thomas springen auf. Sie haben auf einmal die Hitze vergessen.

„Mutter, Mutti . . . Der Kartoffelmann ist da!“

Mutter kommt schon mit zwei Eimern herunter. Albert und Thomas packen je einen. Die Nachbarin kommt auch, und das Fräulein vom Milchladen hat so viel nötig, daß es einen großen Sack mitbringt.

„Dürfen wir helfen?“ rufen die Jungen.

Der Mann nickt.

Zuerst bringen Albert und Thomas der Mutter je einen Eimer voll Kartoffeln. Das ist eine Schleppelei. Mutter findet es eigentlich zu schwer für sie, aber jetzt strengen sie sich noch viel mehr an.

„Schau mal, Mutti, wie stark wir schon sind!“

Dann helfen sie der Nachbarin.

Den Sack für den Milchladen können sie nicht aufheben, dafür muß man noch stärker sein. „Vielleicht, wenn ich wieder Geburtstag habe“, sagt Albert zum Fräulein. Der Kartoffelmann muß selber helfen. Er wirft den schweren Sack mit einem Schwung über die Schulter und trägt ihn in den Laden.

Junge, Junge, der Mann ist aber stark!

„Müßt ihr nicht in die Schule?“ fragt er die beiden.

„Wir haben doch Ferien“, rufen sie wie aus einem Mund. Und dann erzählen sie dem Mann die Geschichte von Onkel Willi und Tante Grete. Daß sie zu ihnen in die Ferien dürfen, aber daß es nicht geht.

„So, so“, sagt der Kartoffelmann. Er schaut die Jungen an, er schiebt die Mütze aus der Stirn und denkt nach.

Dann nickt er. Ja, das geht.

„Los“, sagt er nun, „holt euer Köfferchen. Dann bringe ich euch zu Onkel Willi.“

Albert und Thomas schauen den Kartoffelmann mit großen Augen an. Erlaubt er sich mit ihnen einen Spaß? Sie lachen, und Albert meint: „Wenn es nur wahr wäre!“

„Was“, sagt der Mann, „das glaubt ihr mir nicht? Ich meine es wirk=



lich so. Das Dorf von eurem Onkel liegt ganz in meiner Nähe. Wenn eure Mutter einverstanden ist, bringe ich euch heute abend noch hin.“

Albert fängt an vor Freude zu tanzen. Es ist wahr, wirklich wahr, sie dürfen mit!

„Mutter, Mutter“, sie schreien vor Freude. Sie rennen ins Haus, die Treppe hinauf, stoßen die Tür auf . . .

Mutter schält Kartoffeln. Sie will schon schimpfen über die wilden Jungen, aber dann sieht sie ihren Gesichtern an, daß etwas Besonderes los sein muß.

„Mutti . . . hör mal, Mutti . . . wir dürfen mit dem Kartoffelmann mit . . . Schnell, Mutti, unser Köfferchen!“

Mutter ist ganz verwirrt.

„Mit wem wollt ihr wohin?“ fragt sie.

Aber da kommt der Kartoffelmann schon die Treppe herauf. Er will es selber der Mutter erzählen. Und dann ist Mutter ganz glücklich. Sie sagt sicher zehnmal: „Ich bin ja so froh“, und „vielen Dank.“

„Packen Sie schnell die Sachen für die beiden Schlingel. In fünf Minuten bin ich hier fertig.“

Der Kartoffelmann geht wieder zum Auto zurück, und Mutter hat es auf einmal sehr eilig.

Sie holt Vaters alten Koffer hervor. Dann legt sie die Sonntagskleider der Jungen hinein und ihre guten Schuhe. Dann Unterwäsche, Nachthemden . . . Immer wieder fällt Mutter etwas ein.

Albert und Thomas wollen Mutter helfen, aber sie machen so viel Lärm, daß sie sie wieder nach draußen schickt.

Endlich wird der Koffer zugemacht. Und nun kann es losgehen.

Der Koffer kommt vorn unter die Bank und die Jungen auf die Bank. Sie schlagen einander auf die Knie vor Freude.

„Lieb sein zu Onkel und Tante“, ruft Mutter nach, „und viele Grüße!“

Albert und Thomas nicken und lachen. Sie winken Mutter und der Nachbarin zu, und dann fahren sie ab.

„Ihr müßt mir zuerst noch tüchtig helfen“, sagt der Kartoffelmann,

der hinter dem Steuer sitzt. „Ich habe noch viele Kunden in der Stadt.“

Natürlich, natürlich, sie helfen ihm gern. Sie wollen schleppen, so viel sie können. Weil der Kartoffelmann so gut ist und sie so mir nichts dir nichts mitnimmt.

Gegen Abend hält das große Kartoffelauto vor dem Häuschen am Fluß.

Onkel Willi kommt ans Fenster, und Tante Grete öffnet die Tür. Warum hält das Auto vor ihrem Haus?

Und dann . . . wer springt da aus dem Auto? Albert und Thomas. Der Kartoffelmann verabschiedet sich, und Tante Grete nimmt die Jungen mit in die Küche, wo es dicke Butterbrote und leckere Milch gibt.

Und eine Stunde später liegen die beiden Brüder nebeneinander im großen Bett.

„Fein, nicht wahr, daß wir jetzt doch bei Onkel Willi sind“, flüstert Albert.

„Ja, fein.“

„Gute Nacht!“

„Schlaf gut!“

Karlchen

Auf der Straße spaziert ein kleiner Junge.

So ein ganz kleines Bürschchen, vielleicht ist es noch nicht einmal drei Jahre alt. Es schaut der Straßenbahn nach, den Autos, den Fahrrädern, den Lastwagen . . . Es gibt soviel zu sehen.

Auf dem Gehweg spaziert das Bürschchen. Es spaziert da nicht allein, nein, der Gehweg ist voll Menschen.

Manche sehen sich nach ihm um. Sie denken: Was tut das kleine Bürschchen hier so allein? Weiß seine Mutter überhaupt, daß es hier ist. Hat es sich vielleicht verlaufen?

Ein Herr bleibt vor ihm stehen und sagt: „Geh schnell nach Hause, Kleiner.“

Der Junge schaut nicht einmal auf, er geht ruhig weiter, mit dem Däumchen im Mund. Er hat den Herrn nicht einmal gehört. Jetzt kommt eine Frau auf ihn zu und sagt: „Wo ist deine Mutter, kleiner Mann?“

Der Junge gibt keine Antwort. Er zeigt mit den dicken Fingerchen in die Höhe, zu den Fenstern hinauf. Er ist noch so klein, vielleicht kann er noch nicht einmal sprechen.

Ting=ting=ting machen die Straßenbahnen . . . Tut=tut=tut machen die Autos . . . Da bleibt das Bürschchen auf einmal stehen.

Dort, mitten auf der Straße, sieht es etwas Schönes herankommen. Das findet es prächtig. Es geht an den Randstein und macht große Augen. Denn zwischen all den Fahrrädern und Autos fährt ein prächtiger Wagen. Ein Blumenwagen. Der Verkäufer ruft laut: „Blumen, frische Blumen!“ Er will den Leuten seine schönen Blumen verkaufen. Darum ruft er, so laut er kann. Alle Leute sollen seinen Wagen anschauen.

Alles hat er: Rosen, Margeriten, Kornblumen . . . Der kleine Junge

weiß nicht, wie all die Blumen heißen, aber er sieht die schönen Farben: Rot und Gelb und Weiß und Blau.

Und dann geschieht es . . .

Eine Straßenbahn fährt vorbei. Zwischen ihr und dem Blumenwagen ist noch ein großes Loch. Und durch dieses Loch will ein Lastwagen. Es geht fast nicht. Das große Auto fährt ganz nah an den Blumen entlang, es streift sie . . .

Und eine große rote Rose fällt zu Boden. Der Fahrer des großen Autos sieht es nicht. Der Blumenmann sieht es auch nicht. Er schaut zu den Fenstern hinauf, ob jemand Blumen kaufen will.

Der Straßenbahnschaffner sieht es nicht. Die Leute auf den Fahrrädern sehen es nicht . . .

Nur der kleine Junge sieht es. Er nimmt den Daumen aus dem Mund, und seine Augen werden vor Staunen ganz groß. Er ruft: „Schau, Boom.“

Ja, da liegt die schöne Blume. Die großen Räder des Autos gehen nahe daran vorbei. Oh, wenn sie darüber hinfahren, dann ist nichts mehr zu sehen von der schönen roten Blume.

Der kleine Junge ruft noch einmal: „Boom“.

Er will die Blume haben, er will sie holen. Ein Füßchen steht schon auf der Straße. Aber er traut sich nicht . . . Das Füßchen geht wieder zurück auf den Gehweg.

Oh, fast hätte das große Auto die Blume überfahren. Jetzt denkt der kleine Mann nur noch an die Blume. Er steht mitten auf der Straße und will die Blume retten. Tut — tuut! —

Klingelingling! Da steht er nun zwischen den Fahrrädern und den Autos und kann nicht weiter. Aber zurück kann er auch nicht. Jedermann klingelt und hupt: Paß auf! — Mach Platz! — Kleine Leute dürfen nicht auf die Straße!

Jetzt fängt der kleine Junge an zu weinen. Jetzt kann er nirgends mehr hin. Er ruft: „Mutti — Mutti!“ Aber Mutti ist zu Hause, sie weiß nicht einmal, daß ihr kleiner Karl allein fortgegangen ist.

Nein, Mutti hört ihn nicht. Aber wer hört ihn denn . . .? Natürlich der Polizist, der an der Ecke den Verkehr regelt.

Er eilt mit Riesenschritten herbei. Er geht einfach mitten auf der Straße zwischen all den Fahrzeugen.

Er hält die rechte Hand in die Höhe: Halt! Und alles steht still. Die Straßenbahnen, die Autos, die Fahrräder, alles.

Und was macht der kleine Karl? Rennt er nun auf den Gehweg zurück? Nein, zuerst hebt er die Blume auf, die schöne rote Blume, die darf hier doch nicht liegenbleiben! Der Polizist sieht es. Er wird ein bißchen böse. Mit zwei Schritten ist er bei Karlchen. Seine große Hand packt Karlchens Arm.

„Nun schnell nach Hause . . . Zu deiner Mutter . . . Du darfst nicht allein auf die Straße gehen!“

Er bringt Karlchen auf den Gehweg zurück. Und alles, was still stehen mußte, fährt weiter.

Und Karlchen läuft nach Hause.

Er hält die schöne Rose ganz nahe an seine kleine Nase.

„Schöne Buum für Mutti“, sagt er leise.

Mutter hat Freude an der Blume, sie stellt sie in das schönste Väschen. Aber sie schimpft doch ein wenig mit Karlchen.

„Böser Junge, du darfst nicht allein aus dem Haus. Willst du uns alle unglücklich machen?“

Sie nimmt Karlchen auf den Arm und drückt ihn an sich.

So lieb hat sie ihren kleinen dummen Karl!

Auf der Reise

Mitten im tiefen Wald wohnen vier Bären. Zwei große Bären und zwei kleine Bären.

Der allergrößte ist Vater Bär, dann kommt Mutter Bär, dann Bruder Bär, und dann Schwesterchen Bär.

Vater Bär brummt eines Tages: „Hier bei uns gibt es bald keinen Honig mehr. Ich muß mal auf Reisen gehen.“

Mutter Bär brummt: „Ich nicht, nein, eine Reise ist gefährlich. Wenn die Menschen dich sehen, schießen sie dich tot.“

Bruder Bär brummt: „Ja fein, Vater, ich geh mit dir. Darf ich?“

Schwesterchen Bär brummt: „Ich bleibe bei Mutter, ich getraue mich nicht aus dem Wald.“

„Komm“, sagt Vater Bär nun, „mach dich fertig, Junge. Wir gehen gleich los.“

„Halt, halt“, sagt Mutter Bär, „so einfach geht das nicht. Zuerst müßt ihr dafür sorgen, daß ihr ordentlich ausseht. Und dann müßt ihr doch sicher auch etwas mitnehmen für unterwegs. Wann kommt ihr zurück?“

„Das wissen wir noch nicht“, tut Vater Bär wichtig. „Ich will meinem Sohn etwas von der Welt zeigen. Ich will, daß er Städte und Menschen sieht.“

Bruder Bär tanzt vor Freude.

Mutter macht sich Sorgen. „Sei aber recht vorsichtig! Die Menschen sind so gefährlich.“

Vater Bär lacht nur. Er geht ins Haus, holt den großen Rucksack und einen guten Spazierstock. Für Bruder Bär macht er auch einen schönen Stock aus einem dicken Ast. Mutter packt den Rucksack voll mit Essen. Und dann gehen sie los. Der Vater voraus, der Sohn hinterdrein.

Mutter und Schwesterchen Bär winken und rufen: „Bleibt nicht so lange fort! Kommt schnell wieder heim!“

Bruder Bär versucht, so große Schritte zu machen wie der Vater. Das geht natürlich nicht. Und darum stimmt er ein Liedchen an. Das klingt sehr schön im Wald. Vater Bär schlägt den Takt mit dem Spazierstock.

Oh, wie hell wird es auf einmal. Sind sie jetzt schon am Waldrand? Ja, dort ist die Straße.

Vater Bär bleibt am Straßenrand stehen und schaut erst nach beiden Seiten.

„Nach rechts“, sagt er dann, und sie marschieren weiter. Bruder Bär getraut sich nicht mehr zu singen. Er bekommt fast ein bißchen Angst, so mitten auf einer richtigen Straße.

„Vater“, sagt er nun, „Vater, ich hab großen Hunger. Wollen wir nicht schauen, was Mutter in den Rucksack getan hat?“

Ja, Vater Bär hat auch Hunger. Sie setzen sich gemütlich an den Grabenrand, und jeder ißt ein ganzes Brot. Sie trinken Wasser dazu aus dem Bächlein, das neben der Straße dahinplätschert. Nach einem kurzen Mittagsschläfchen gehen sie wieder weiter.

Halt, warte mal, was steht dort auf der Wiese? Kleine, hölzerne Häuschen sind es. Bruder Bär hat so etwas noch nie gesehen.

„Was ist das, Vater?“

Vater Bär leckt sich die Lippen.

„Ja, Junge, das sind Bienenkörbe. Darin bewahren die Bienen den Honig auf.“

Bruder Bär eilt hurtig auf die Körbe zu. Honig, wie herrlich! Den haben alle Bären gern.

Doch Vater Bär schüttelt den großen braunen Kopf und ruft den Jungen zurück. „Nein, nicht zu den Körben, sonst gibt es ein Unglück. Wenn wir Honig aus dem Bienenkorb stehlen wollen, dann werden die Bienen böse. Dann stechen sie uns. Au, das tut sehr weh!“

Ein paar Schritte weiter entdeckt Bruder Bär wieder etwas Neues.

„Was ist das, Vater?“

„Tja, das ist ein Hühnerstall, darin legen die Hühner ihre Eier.“

„Ich habe Eier gern“, ruft Bruder Bär. Und schon will er über den Zaun klettern.

Vater erwischt ihn gerade noch am Schwanz.

„Bist du verrückt? Wenn der Bauer sieht, daß du in seinem Hühnerstall bist, fängt er dich.“

Aber jetzt wird Bruder Bär wütend.

„Für was bin ich eigentlich auf die Reise gegangen? Wenn ich doch nichts haben darf. Keinen Honig und keine Eier. Da wäre ich besser zu Hause geblieben!“

„Still“, sagt Vater Bär da, „schrei nicht so laut. Warte mal ab, wir erleben heute noch etwas Besonderes.“

„Was denn, Vater?“

„Nein, ich verrate es noch nicht.“

Vater Bär lacht vor sich hin. Er hat einen feinen Plan.

Es ist schönes Wetter und warm. Sicher lassen die Menschen überall die Fenster offen. Dann wird er mit seinem Sohn einfach in ein Haus einsteigen und darin schlafen; in einem richtigen Menschenhaus. Ja, das traut er sich schon zu. Er wird warten, bis es dunkel ist.

Es ist Abend. Die Sonne ist lange schon untergegangen.

Pscht, wer schleicht da so vorsichtig um das im Dunkel liegende Haus des Bauern Jakob? Und wer klettert leise durch das Schlafzimmerfenster? Das ist doch nicht der Bauer? Und es ist auch nicht seine Frau.

Pscht, alles ist dunkel und still.

Und doch; jemand klettert durch das offene Fenster ins Haus. Da, noch jemand. Das geht so leise vor sich, daß niemand etwas hört. Und keiner sieht es. Schau, schau, es sind Vater Bär und sein Sohn. Was wollen sie wohl dort?

„Leise“, brummt Vater Bär, „schau mal, was hier steht. Das ist ein Bett, ein richtiges Menschenbett. Weißt du, was wir machen? Wir schlüpfen unter die Decke, wir werden in einem richtigen Bett schlafen.“



Oh, was für feine weiche Decken! Und was für schöne weiße Leintücher!

Bauer Jakob und seine Frau sind nicht zu Hause.

Krak, sagt das Bett, als Vater Bär sich hineinlegt. Bruder Bär ist nicht so schwer. Er schlüpft neben seinen Vater und ist ganz vergnügt. Das ist noch viel lustiger als Honig zu schlecken und Eier zu essen. Er wird alles dem Schwesterchen erzählen, wenn sie wieder nach Hause kommen.

Er, Brüderchen Bär, in einem richtigen Haus, in einem richtigen Bett . . .

Trapp=trapp, schlapp=schlapp, hört man auf der dunklen Straße. Es ist schon sehr spät, schon fast Nacht.

Trapp=trapp, schlapp=schlapp, wer ist so spät noch unterwegs?

Nun, es ist der Bauer Jakob mit seiner Frau. Sie haben einen Besuch gemacht, und jetzt gehen sie nach Hause.

Trapp=trapp, das ist der Bauer mit seinen schweren Stiefeln.

Schlapp=schlapp, das ist seine Frau. Sie hat Pantoffeln an, und die Füße tun ihr weh von dem langen Spaziergang. Sie freut sich schon auf ihr weiches Bett.

Trapp=trapp.

Schlapp=schlapp.

„Geh nur gleich ins Bett“, sagt Jakob, „ich muß noch geschwind in die Scheune.“

Schlapp=schlapp, Jakobs Frau geht zum Schlafzimmer. Sie gähnt vor Müdigkeit.

Vor der Schlafzimmertür bleibt sie stehen. Horch, was ist das für ein Lärm! Chrrr . . . chrrr . . . Das ist . . . Da schnarcht ja jemand! Oh, dann ist aber jemand im Zimmer . . . Vielleicht sogar in ihrem Bett . . . Welche Frechheit, in ihr Bett zu kriechen! O nein, allein traut sie sich nicht hinein. Chrrr . . . chrrr . . .

Da kommt Jakob endlich.

„Jakob, es ist jemand in unserm Schlafzimmer, ich habe solche Angst, Jakob!“

„Was sagst du da? Nur Ruhe, den erwische ich schon. Wer ist so

frech, in unser Haus einzudringen? Mach mal Licht . . . So, und jetzt die Tür auf . . . Nanu, wer liegt da in meinem . . . Es ist ein Bär! Zwei Bären . . . Schnell die Tür zu! Hilfe, Hilfe!“

Jakob rennt, um einen Stock zu holen. Seine Frau rennt, um den Feuerhaken zu holen.

Aber die zwei im Bett sind wach geworden. Das Schnarchen hat aufgehört. Vater Bär springt aus dem Bett. Er hört den Lärm.

Die Menschen sind sicher nach Hause gekommen.

Er zieht seinen Sohn an den Ohren aus dem Bett.

„Schnell, durchs Fenster . . .! Schnell . . .“

Vor Schrecken vergessen sie, den Rucksack mitzunehmen. Sie springen aus dem Fenster in den Garten, sie rennen über die Straße . . . Nur weg von Jakobs Haus.

„Ich will nach Hause“, ruft Bruder Bär. „Ich finde es gar nicht mehr lustig, eine Reise zu machen. Ich will heim zur Mutter!“

„Still“, brummt Vater Bär, „ich will auch nach Hause. Ich will nie mehr zu den Menschen. Wir bleiben von jetzt an immer im Wald bei Mutter Bär und Schwesterchen Bär.“

Zu Hause ist es doch am besten.

September

Birnen schütteln

Spannenlanger Hansel!
Nudeldicke Dirn!
Gehn wir in den Garten,
schütteln wir die Birn.
Schüttle ich die großen,
schüttelst du die kleinen,
wenn das Säcklein voll ist,
gehn wir wieder heim.

Lauf doch nicht so närrisch,
spannenlanger Hans,
ich verlier die Birnen
und die Schuh noch ganz.
Trägst ja nur die kleinen,
nudeldicke Dirn,
und ich trag den schweren
Sack voll großer Birn.

Die große Reise der Puppe Lotte

Endlich liege ich wieder in einem sauberen Bett. Ich hoffe sehr, daß ich hier bleiben darf und nie mehr auf Reisen muß. Reisen ist gar nicht schön. Ich habe schon in so viel Wiegen und Puppenwagen gelegen, daß ich sie gar nicht mehr zählen kann. Und ich bin ganz müde geworden davon. Müde und schmutzig und traurig . . . Oh, ihr wißt noch nicht, was ich alles erlebt habe? Nun, wenn ihr brav seid, will ich es euch erzählen. Es ist eine lange Geschichte.

Irgendwo, weit weg in einem fremden Land, steht eine Puppenfabrik. Ja, ihr habt sie natürlich noch nie gesehen, aber sie würde euch gefallen! In der Fabrik macht man nichts anderes als Puppen. Frauen und Männer sind den ganzen Tag damit beschäftigt, Puppen zu machen und anzukleiden. Und man macht dort nur schöne Puppen. Starke, die nicht so schnell entzweigen. Und die meisten haben richtige Haare und richtige Schlafaugen. Ja, prächtige Puppen sieht man dort.

Eine davon war ich. Man gab mir lange Korkenzieherlocken und schöne blaue Augen. Man gab mir ein Stimmchen, um Mama zu sagen. Und man zog mir Kleidchen aus richtiger Seide an.

Und als ich fertig war, sagten die Leute in der Fabrik: „Ja, das ist eine teure Puppe geworden. Die muß viel kosten!“

Sie klebten mir ein Papierchen auf den Fuß (das kitzelte ein wenig), und darauf schrieben sie, wie teuer ich war. Ich kann nicht lesen, aber ich glaube, daß ich fast hundert Mark kostete! Das ist viel Geld. Sie packten mich in eine große weiße Schachtel, ein Deckel kam darauf . . . Hopp, alles um mich war ganz dunkel, aber ich merkte doch, was mit mir geschah.

Sie taten die Schachtel mit einer Menge anderer Schachteln in ein

Auto. Fein, wir fuhren Auto! Nur schade, daß ich nichts sehen konnte. Doch ich hörte alles. Ich hörte das Hupen der Autos, das Klingeln der Straßenbahnen . . . Jetzt fuhren wir durch eine Stadt. Nach einem Weilchen stand das Auto still. Die ganzen Schachteln wurden irgendwo hineingetragen. Ich war sehr neugierig, wohin sie mich gebracht hatten!

Ich mußte nicht lange warten.

Der Deckel meiner Schachtel wurde abgenommen und — du hast es sicher schon erraten — ich war in einem Spielwarengeschäft.

Soviel Spielsachen hatte ich noch nie gesehen!

Oh, ich wünschte, alle Kinder dürften einmal in diesen Laden. Es gab dort nicht nur Puppen, nein, man konnte alles kaufen. Große und kleine Teddybären, Puppenstühlchen, Autos zum Aufziehen, Puppengeschirr, Kreisel, Reifen und wer weiß was alles.

Das Fräulein, das mich auspackte, sagte: „Das ist aber eine herzige Puppe. Die werde ich auf den Ladentisch setzen, dann kann jeder-mann sie sehen.“

Es war lustig auf dem Ladentisch. Groß und klein, jeder, der den Laden betrat, schaute mich an. Manchmal fragten sie, wieviel ich kostete, aber sie erschranken, wenn sie den Preis hörten. Niemand wollte mich kaufen.

Das machte mich keineswegs traurig. Ich wollte gar nicht aus dem Laden fort. Es war so gemütlich auf dem Ladentisch, und ich sah und hörte soviel!

Aber einmal, an einem schönen Tag, hielt vor dem Laden ein großes Auto. Aus dem Auto stieg eine sehr schöne Frau. Sie kam herein, und ich sah, wie höflich das Fräulein grüßte. Dann kam der Besitzer des Ladens, um der Dame einen Stuhl anzubieten. Auch er verneigte sich tief.

Ich dachte: Vielleicht ist es eine Königin. Und ja, ich hatte es erraten — es war eine Königin. Sie wollte eine Puppe kaufen für das kleine Prinzeßchen.

Das Fräulein zeigte ihr alle Puppen. Mich zuerst. Ich zitterte ein bißchen. Würde die Königin mich wohl kaufen?

„Ja“, sagte die Königin auf einmal, „ich nehme die Puppe mit den blauen Schlaugaugen.“

Ich begann zu lachen. Die Königin lachte zurück. Das Fräulein packte mich sorgfältig ein.

Während die Königin zahlte, trug mich der Ladenbesitzer ins Auto. Jetzt ging ich schon wieder auf die Reise.

Es war nicht weit bis zum Schloß, nur ein kleines Stückchen. Die ganze Nacht ließen sie mich in der Schachtel liegen. Erst am andern Morgen bekam das Prinzeßchen mich zum Geburtstag. Wie freute sich das kleine Mädchen! Es legte mich sofort in ein feines Puppenbett und gab mir leckeren Puppenpudding zu essen. Der König und die Königin schauten zu und lachten.

Das Prinzeßchen bekam noch viel mehr Geschenke; es konnte natürlich nicht den ganzen Tag mit mir spielen. Dann lag ich in meinem Bettchen und schaute mir die andern Spielsachen an. Ja, hier war es auch fast wie in einem Spielzeugladen.

Am allerbesten gefiel mir eine große Negerpuppe mit einer roten Kette um den Hals.

Als wir am Abend in den Spielzeugschrank geräumt wurden, kam die Negerpuppe neben mich. Sie sagte: „Ich werde auf dich aufpassen. Ich bin groß und stark.“

Manchmal machte das Prinzeßchen ganz wilde Spiele mit uns. Einmal band es mich an einem Elefanten fest, und dann band es den Elefanten hinten an sein kleines Fahrrad. Natürlich fuhr es furchtbar schnell. Und auf einmal: Krak=krak — da war mein schöner seidener Rock gerissen! Er war auch schmutzig geworden. Am andern Tag ließ das Prinzeßchen mich im Schrank liegen. Und am nächsten Tag wieder und dann noch viele, viele Tage.

Ach, wie traurig war ich. Manchmal weinte ich dicke Puppentränen.

Eines schönen Tages ging die Tür des Spielzeugschranks weit auf. Die Königin und das Prinzeßchen standen davor.

„Hör mal, Kind“, sagte die Königin, „weit weg in einem fremden Land gibt es viele Kinder, die gar keine Spielsachen haben. Jetzt

suchst du einiges von deinen Sachen aus. Das schicken wir dann den armen Kindern.“

Ich erschrak sehr. Ich wollte nicht fort aus dem Schloß. Ich wollte nicht mehr auf Reisen gehen.

Das Prinzeßchen holte eine ganze Menge aus dem Schrank heraus. Es packte mich am Arm und sagte: „Du mit deinem zerrissenen Kleid, geh du nur auch fort.“

Ich wurde schrecklich zornig. Es selbst hatte mein schönes Kleid zerrissen. Voller Zorn machte ich die Augen fest zu und schaute das Prinzeßchen nicht mehr an.

Endlich hatte es eine ganze Kiste voll Spielsachen zusammen. Jetzt war es genug.

Zuerst kamen wir in ein Auto, dann in einen Zug und dann auf ein Schiff. Oh, wie schaukelte das Schiff! Ich wurde ganz seekrank. Gerade neben mir lag ein kleiner Teddybär, und der lachte mich aus. Er fand es fein auf dem Schiff.

Ich nicht, nein! Und es dauerte so lange! Viele Tage und Nächte. Ich konnte sie nicht mehr zählen.

Nach einer langen Reise kam das Schiff zu dem fremden Land. Natürlich mußten wir wieder in ein Auto. Brachte man uns wieder in einen Laden? Nein, das Auto fuhr mit uns zu einem großen Haus. Dort wurden die Spielsachen auf lange Tische gelegt, und zwei freundliche Frauen schauten sich alles an. Als sie mein zerrissenes Kleid sahen, nahmen sie Nadel und Faden und brachten es in Ordnung. Ich war sehr froh darüber.

Anderntags wuschen sie sogar meine Kleidchen in feinem Seifenwasser. Wie hübsch sah ich aus, als ich wieder angekleidet war. Nach ein paar Tagen kam ein ganzer Haufen Kinder in das große Haus. Ein Herr war dabei. Er sagte: „Wenn ich euren Namen nenne, darf der Aufgerufene sich ein Spielzeug aussuchen.“

Ein großes Auto wurde zuerst genommen.

Dann kam ein Mädchen an den Tisch, es hatte die gleichen Haare wie ich. Es nahm zuerst eine Puppenküche, aber dann sah es mich. Da nahm es mich fest in die Arme und trug mich nach Hause.

Dann begann eine schöne Zeit für mich. Das Mädchen hatte nur eine Puppe, und das war ich. Es nannte mich Lotte. Ich fand den Namen schön. Das Mädchen hieß Maria, das ist auch ein schöner Name.

Jeden Abend zog es mir die Kleidchen aus, und jeden Morgen zog es sie mir wieder an.

Jeden Tag kämmte es meine Locken, und oft machte es meine Kleidchen wieder sauber. Ja, das war eine herrliche Zeit. Ich hoffte nur, immer bei Maria bleiben zu dürfen. Sie war so lieb zu mir.

Aber nein, es blieb nicht immer so schön. Mit jedem Jahr spielte Maria weniger mit mir. Sie mußte immer schwierigere Aufgaben für die Schule machen, und sie mußte immer öfter ihrer Mutter helfen.

Und eines schönen Tages legte sie mich unten in den Schrank und seufzte: „Nein, Lotte, für dich habe ich keine Zeit mehr.“

Ein ganzes Jahr lag ich einsam und still in dem Schrank.

Aber dann geschah etwas Schreckliches. Oh, ich zittere jetzt noch, wenn ich daran denke.

Marias Brüderchen hatte den Schrank nicht gut zugemacht. Und auf einmal — wuff=wuff=wuff — schob sich eine große Hundeschnauze durch den Spalt. Wuff=wuff! Der Hund packte mich mit seinen scharfen Zähnen, zerrte mich aus meiner Ecke hervor und schüttelte mich wild hin und her.

Ich schrie vor Angst, aber niemand hörte es.

Der Hund schleppte mich auf die Straße und ließ mich dann vor der Metzgerei liegen.

Die ganze Nacht lag ich dort. Oh, das war noch schlimmer als die Reise auf dem Schiff.

Am andern Morgen kam ein netter Mann vorbei.

Er blieb stehen, sah mich an und schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte er, „so etwas. Du bist einmal eine teure Puppe gewesen, und jetzt haben sie dich einfach auf die Straße geworfen.“

Ja, ich war ganz kaputt. So hatte der böse Hund mich behandelt. Der Mann nahm mich mit nach Hause, und seine Frau nähte und

flickte am Abend so lang an mir herum, bis ich wieder ordentlich aussah. Dann legte sie mich in ein Puppenwägelchen.

Und jetzt ist meine Geschichte bald zu Ende. Denn eines schönen Tages wurde ich in eine große Tasche gepackt.

Wir gingen in ein Krankenhaus, wo viele Reihen Bettchen mit kranken Kindern standen.

Zu einem von diesen Kindern kam ich. Zuerst gefiel mir das gar nicht. Aber später schon, denn das neue Mädchen war gerade so lieb wie Maria. Es mußte ganz lang im Krankenhaus liegen. Und als es endlich nach Hause durfte, nahm es mich mit.

Wir fuhren mit dem Autobus. In so einem Ding hatte ich noch nie gegessen.

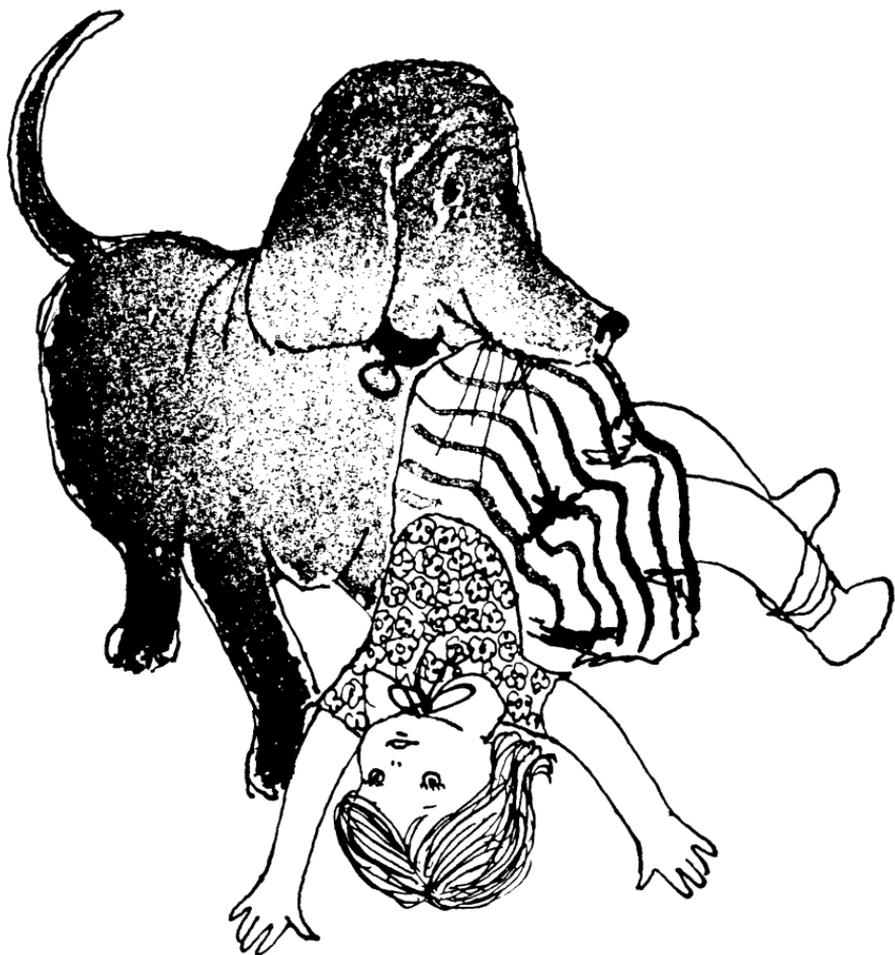
Der Autobus hielt vor einem kleinen Häuschen mit einem Gärtchen.

Aus dem Gärtchen kamen fünf Kinder herausgerannt. Alles Brüder und Schwestern meines Mädchens. Sie umarmten es und gaben ihm einen Kuß . . . Und mir auch. So froh waren sie, daß ihr Schwe-
Im Wohnzimmer stand ein schönes Puppenbettchen. „Schau mal“, sagte die Mutter, „das ist Lottes Bettchen. Ganz neu, Vater hat es selber gemacht.“

Fein, und da liege ich jetzt. In einem weichen, sauberen Bettchen. Alle sind so lieb zu mir, und jetzt will ich hier nie mehr fort.

Auf Wiedersehen, ich bin müde.

Gute Nacht.



Der verirrte Schmetterling

Es ist ganz still in der Klasse. Die Kinder malen schöne Strichlein auf ein weißes Blatt. Es sind lauter Einsen. Das ist schwierig, ein ganzes Blatt voll Einsen! Sie dürfen nicht krumm sein, nicht schief, nicht zu dick, nicht zu dünn.

Die Händchen fahren vorsichtig über das Papier. Dann und wann blicken die Augen auf die Wandtafel. Die Lehrerin, ja, sie kann schöne Einsen machen! Otto kann es auch. Er macht sie bald so schön wie die Lehrerin. Er hat sich große Mühe gegeben, und als die Lehrerin zu ihm kommt, sagt sie: „Fein, Otto, sie sind genau so schön wie die auf der Wandtafel.“

Otto ist ganz stolz über dieses Lob. Das müßten seine beiden Schwestern hören! Die gehen schon in die vierte Klasse und denken, daß Otto noch nichts kann, weil er in der ersten ist. Vielleicht darf er das Blatt mit nach Hause nehmen. Dann will er Mutter bitten, es für ihn aufzubewahren.

Die Fenster in der ersten Klasse sind weit offen. Draußen lacht die Sonne, strahlt der blaue Himmel und singen die Vögel.

Otto muß schnell einmal zum Fenster hinausschauen. Ein prächtiger Schmetterling flattert vor dem Fenster auf und ab. Ob er wohl hereinkommt?

Schau, jetzt fliegt er zu den Blumentöpfen auf der Fensterbank und setzt sich, mir nichts, dir nichts, auf eine Blume. Otto kann ihn genau beobachten. Der Schmetterling hat ein besonders schönes Röcklein an, in allerlei Farben: Schwarz, Rot, Blau . . .

Sieht die Lehrerin ihn nicht? Nein, sie ist gerade bei Leni. Der muß man immer helfen, sonst weint sie. Tja, so klein ist Otto nicht mehr. Wenn man sechs Jahre alt ist, weint man doch nicht wegen jeder Kleinigkeit.

Hopp, da fliegt der Schmetterling weiter.

Er fliegt ins Schulzimmer hinein. Und niemand sieht ihn. Die Lehrerin steht noch immer bei Leni, und die Kinder schauen auf ihre Blätter mit Einsen.

Jetzt fliegt der Schmetterling in einem Bogen zum Tisch der Lehrerin. Darauf steht eine Vase mit Margeriten. Er verkriecht sich ganz zwischen den Blumen, jetzt sieht man ihn fast nicht mehr.

Endlich kommt die Lehrerin. Jetzt sieht sie sicher den Schmetterling . . . Schade, sie ist schon wieder bei einem andern Kind. Und der Schmetterling fliegt wieder durch das Zimmer . . . Fast hätte er sich auf Emmis Haarschleife gesetzt. Otto hält vor Schreck die Hand vor den Mund. Jetzt fliegt er wieder zur Fensterbank.

Ja, nun könnte Otto den Schmetterling fangen und mit nach Hause nehmen. Dann würde er Vater um ein schönes Schächtelchen bitten. Dort könnte er den Falter hineintun . . . Er würde natürlich Löcher in die Schachtel machen, sonst müßte der Schmetterling sterben. Und er würde grüne Blättchen hineintun . . . Aber fliegen könnte er dann nie mehr . . . Nein, damit wäre Vater bestimmt nicht einverstanden.

Ach, jetzt ist der Schmetterling verschwunden. Flupp, zum Fenster hinaus.

Jetzt muß Otto schnell weiterschreiben. Er hat erst drei Linien voll. „So, Kinder“, sagt auf einmal die Lehrerin, „legt die Bleistifte weg. Wer das ganze Blatt schön vollgeschrieben hat, darf es mit nach Hause nehmen. Aber zuerst will ich mir die Blätter noch alle anschauen.“

Da wird Otto ganz rot. Was wird wohl die Lehrerin sagen, wenn sie sieht, wie wenig Einsen er hat?

Sie schaut bei allen Kindern nach, und alle dürfen ihr Blatt mitnehmen. Jetzt steht sie bei Ottos Bank. Er traut sich nicht aufzusehen, sein Kopf ist rot vor Aufregung.

„Aber Otto“, sagt die Lehrerin langsam, „du bist noch lange nicht fertig. Du kannst dein Blatt so nicht mitnehmen.“

Siehst du, da hast du es. Nur er nicht; jetzt denken sicher alle, daß er noch ein kleiner dummer Junge ist.

Otto möchte am liebsten weinen. Aber er tut es dann doch nicht. Emmi weint manchmal, er nicht. Was sagt die Lehrerin noch? „Du mußt das Blatt eben fertig machen, wenn die andern Kinder um zwölf Uhr nach Hause gehen.“

Fein. Dann wird er ihr zeigen, daß er es doch kann!

Jetzt ist es noch viel stiller in der Klasse. Denn alle Kinder sind fort. Alle außer Otto. Er sitzt in seiner Bank neben dem Fenster und malt eine ganze Reihe schöner Einsen. Keine schiefen, keine krummen, keine dicken, keine dünnen.

Fertig. Geschwind bringt er sein Blatt der Lehrerin.

„Prächtig“, sagt sie, „wie kam es nur, daß du heute morgen bloß drei Linien geschrieben hast?“

„Wegen dem Schmetterling, Fräulein.“

„Schmetterling?“

Und Otto erzählt die ganze Geschichte. Die Lehrerin muß lachen.

„Wenn die Schmetterlinge meine Kinder zum Träumen verführen, dann dürfen sie nie mehr hereinkommen. Dann mache ich die Fenster fest zu. Geh jetzt nach Hause mit deinem schönen Blatt.“

Otto rennt so schnell er kann.

Er will daheim erzählen, daß er gerade so schön schreiben kann wie die Lehrerin.



Herbst

Über Nacht war der Herbst gekommen! Heute morgen klapperte er ganz laut mit den Fensterläden. Er sprang auf die Bäume in unserem Garten und schüttelte die Äste, daß die Blätter nur so davongeflogen. Und dann trieb er einen ganzen Haufen graue Wolken zusammen, und daraus kam ein Platzregen.

Platsch, plitsch, plutsch! Gerade als hätte der Wind tausend Wasserhähne aufgedreht.

Bald war alles wieder trocken, aber der Wind war noch lange nicht fertig. Er piffte laut um die Kirche herum. Da spazierte gerade ein altes Fräulein mit einem großen Regenschirm. Flupp, schon schoß er unter den Schirm. Und o weh, fast wäre das ganze alte Fräulein davongeflogen. Mit beiden Händen klammerte es sich am Griff fest, so als ob es mit dem Wind einen Ringkampf machen wollte.

Ja, das Fräulein gewann ihn. Aber den Schirm hatte er umgestülpt. Es gefiel dem Wind gar nicht, daß er den Kampf verloren hatte. Er wurde so böse, daß er sich auf einen Bretterzaun stürzte.

Ja, auf den alten Bretterzaun, der hinter Schuhmacher Hansens Häuschen steht.

Bum, bum, bum machte es, und der Zaun lag am Boden. Hansen erschrak sehr.

Der Wind aber lachte nur.

Er wollte auch mich packen. Denn ich hatte den Regenumhang an. Und damit wollte er genau so spielen wie mit dem Schirm.

Aber ich paßte gut auf. An jeder Straßenecke hielt ich den Umhang fest zusammen.

Warte nur, lachte der Wind, dich erwische ich noch. Und wieder öffnete er die tausend Wasserhähne. Der Wind wollte sicher nur, daß ich mich irgendwo unterstellte, und dann zu spät in die Schule

käme. Doch er hatte sich verrechnet! Ich bin einfach weitergegangen. Ich hatte ja Stiefel an, da konnte mir der Regen nichts anhaben.

Aber am Stadtwall, da war es erst richtig schön. Hunderte von Blättern fielen miteinander von den Bäumen. Ich rannte hinter ihnen her und spielte mit ihnen, wer am schnellsten sei. Manchmal gewannen die Blätter, und manchmal gewann ich.

Es war lustig! Und ich mußte mich gar nicht anstrengen. Der Wind stieß mich nur so vorwärts.

Schade, daß die Schule nicht weit weg ist. Ich war viel zu schnell dort. Aber weißt du, was ich tun werde?

Morgen ist Samstag. Dann frage ich Pappi, ob er mit mir in den Park gehe. Denn dort hat der Wind die Kastanien von den Bäumen geschüttelt.

Die lesen wir auf, und dann machen wir daheim einen Haufen schöner Sachen daraus. Fein! Der Herbst soll ruhig kommen. Und der Wind auch! Mich kümmert es nicht. Ich lache darüber und finde ihn schön.

Komm nur, Wind. Blas nur, so fest du kannst.

Buh=uh=uuh!

Oktober

Unter Gottes Schutz

Gott läßt die Sonne
über den kleinen
und über den großen
Leuten scheinen.

Auch auf die Alten
mit ihren grauen
Haaren läßt er sie
freundlich schauen.

Beschützt in Gnaden
die Jungen und Alten
vor Unfall und Schaden.
Laßt ihn nur walten!

Ein Freund für Goldlöffchen

Vor langer Zeit wohnte hoch oben in den Bergen ein liebes kleines Mädchen.

Als es geboren wurde, hatte es lauter kleine blonde Löffchen, die leuchteten wie Gold.

Darum nannten Vater und Mutter es Goldlöffchen.

Als Goldlöffchen größer wurde, fand es den Namen sehr schön. Es fand eigentlich alles schön, was es sah oder hörte.

Die Berge, die Wolken, die Vögel, die Mutter, den Vater . . . Goldlöffchen fand die ganze Welt schön. Es sang und spielte den lieben langen Tag. Im Winter drinnen im kleinen Häuschen und im Sommer draußen auf dem Berg. Aber am liebsten hatte es den Sommer. Denn im Sommer brauchte es nicht allein zu spielen, dann konnte sein kleiner Freund kommen. Das war Schwarzkopf.

Schwarzkopf hatte ganz dunkle Haare. Eigentlich kohlrabenschwarze. Darum nannte Goldlöffchen ihn Schwarzkopf. Bei seinen Eltern hieß er Rudolf.

Ja, der Sommer war besonders schön. Am frühen Morgen schon brachte Schwarzkopfs Vater den kleinen Jungen zu Goldlöffchen. Und dann konnten sie den ganzen Tag miteinander spielen. Auf der Wiese heruntollen mit den kleinen Lämmchen . . . Blumen suchen . . . Mit den Füßen im Bach planschen . . .

Sie langweilten sich nie, wenn sie beieinander waren.

Doch dann kam der Herbst, und nach dem Herbst der Winter. Da konnten Goldlöffchen und Schwarzkopf nicht zusammen sein. Im Winter lag viel Schnee auf den Bergen, und draußen war es bitterkalt, dann sagte Schwarzkopfs Vater: „Rudolf, der Weg zu Goldlöffchen ist jetzt zu gefährlich, du mußt warten, bis der Winter vorbei ist.“

Manchmal, im Winter, mußte Goldlöffchen ein bißchen weinen. „Was fehlt dir?“ fragte Mutter dann. „Ich wollte, daß Schwarzkopf hier wäre, oder daß ich ein Schwesterchen oder ein Brüderchen zum Spielen hätte. Ich bin so allein.“ Dann sagte Mutter: „Nicht weinen, Kleines, so lange dauert der Winter doch nicht. Komm, ich erzähle dir eine schöne Geschichte.“ Ja, eine Geschichte war immer fein, aber Mutter konnte nicht den ganzen Tag lang erzählen. Sie hatte immer so viel zu tun im Haus. Doch Goldlöffchen war nie lange traurig. Bald sang es wieder fröhlich. Und manchmal versuchte es, der Mutter zu helfen. Dann war der Winter nicht mehr so schlimm; aber der Sommer war doch die allerschönste Zeit.

Goldlöffchen saß ganz allein am Bach. Es hatte Schwarzkopf ein Stück weit begleitet, und jetzt schaute es der Sonne zu, die immer tiefer sank. Wenn die Sonne hinter dem Berg verschwand, mußte es nach Hause, denn dann fing die Nacht an. Goldlöffchen schaute dem Wasser nach, das über seine nackten Füßchen plätscherte. Und dann wurde es wieder ein bißchen traurig. Es dachte an das, was Schwarzkopf heute mittag gesagt hatte.

„In ein paar Wochen ist es wieder aus, Goldlöffchen. Dann kann ich nicht mehr zu dir kommen. Der Sommer ist bald vorbei.“

Goldlöffchen hatte darüber lachen müssen. Die Sonne schien ja noch so warm, und die Kühe und die Schafe waren noch draußen. Aber jetzt mußte es wieder daran denken, denn jetzt sah es, daß der Sommer vorbei war. Am Gras, an den Blumen, an den Bäumen . . . Schau mal, wie viele gelbe Blättchen schon in den Bach gefallen waren.

So viele, Goldlöffchen konnte sie nicht einmal zählen.

Ein Tränchen fiel in den Bach . . . Auf einmal schaute Goldlöffchen erschreckt auf.

Ganz nahe bei ihr stand ein alter Mann. Er war schon uralt und hatte einen langen Bart. Er nickte Goldlöffchen zu und sagte mit freundlicher Stimme: „Weinst du, kleines Mädchen?“

Goldlückchen nickte. Und weil es so ein freundlicher Mann war, erzählte es ihm auch, warum es weinte.

Er hörte zu und brummte etwas in den Bart. Was sagte er bloß? Goldlückchen verstand ihn kaum.

„Spielkameraden, ja, hm, komm ihn nur holen, morgen, hm . . . Den ganzen Winter mit ihm spielen . . . Morgen, dort unten, in meinem Häuschen.“

Er ging wieder weiter. Goldlückchen schaute ihm mit großen Augen nach.

Was hatte der alte Mann gesagt? Daß es morgen bei ihm zu Hause einen Spielkameraden holen sollte? Aber das war doch kaum möglich. Man verschenkte doch keine Kinder. Was hat er nur sagen wollen? Goldlückchen war schrecklich neugierig geworden. Es dachte so lange über den alten Mann nach, daß es nicht einmal merkte, wie die Sonne plötzlich unterging.

Mutter mußte es rufen. Goldlückchen wollte von dem alten Mann erzählen. Aber es tat es doch nicht. Nein, dachte es, ich sag es lieber doch nicht. Jetzt hab ich auch mal ein Geheimnis.

Am andern Morgen war Goldlückchen schon früh draußen. Es stand vor dem Haus und schaute ins Tal. Dort unten, ganz unten am Berg sah es die Hausdächer des Dorfes. Es sah auch den hohen Kirchturm. Wohnte dort der alte Mann? Und — der Spielkamerad? Oh, zu gern ginge es jetzt dort hinunter. Aber es traute sich nicht recht. Es war noch nie allein so weit fortgegangen.

Määäh . . . määääh . . .

„Ach, Schäfchen, bist du es? Komm, ich sag dir etwas ins Ohr. Soll ich es tun, Schäfchen, soll ich den Berg hinuntergehen?“

„Määäh, määääh . . .“ sagte das Schaf. „Ja, ja . . .“

Goldlückchen sprang auf. Es mußte die Hühner füttern. Und während es die Körner streute, flüsterte es: „Soll ich es tun, Hühner, was meint ihr?“

„Tok=tok=tok=tok . . . Natürlich mußt du gehen . . . Tok=tok=tok=tok=tok.“

Auf dem Rand des Leiterwagens saß ein kleiner Vogel und sang. Goldlöckchen setzte sich neben ihn.

„Was meinst du, Vöglein, soll ich es tun?“

„Piep . . . piep . . . Natürlich, natürlich“, zwitscherte der Vogel. Jetzt wußte Goldlöckchen, was es tun mußte. Aber nur dem kleinen Schwarzkopf wollte es sein Geheimnis anvertrauen. Schau, da kam er schon angerannt.

Goldlöckchen erzählte ihm alles.

Schwarzkopf war ganz begeistert.

„O ja, Goldlöckchen komm, wir gehen zusammen. Komm, ich kenne den Weg. Dort hinunter. Gib mir nur die Hand.“

Und dann gingen sie zu zweit . . .

„Ist es noch weit?“ fragte Goldlöckchen nach einer Weile. Schwarzkopf wußte es nicht genau. Endlich kamen die ersten Häuschen des Dorfes. Weiße Häuschen mit roten Dächern.

„Oh, hier ist es schön“, sagte Goldlöckchen. „Jetzt müssen wir gut aufpassen, ob wir den alten Mann mit dem Bart sehen.“

Sie gingen durch alle Straßen, an der Kirche und am Schulhaus vorbei, nirgends war der alte Mann zu sehen. Jetzt waren sie richtig müde.

„Wie wär's, wenn wir uns dort drüben im Haus ein bißchen Wasser holten?“ fragte Schwarzkopf.

„Ja, sicher, komm nur!“

Goldlöckchen stieß einfach die Tür auf, ging hinein und — wahrhaftig, da saß der alte Mann mit dem langen Bart am Tisch und rauchte ein Pfeifchen.

Goldlöckchen sprang auf ihn zu. Aber der alte Mann brummelte:

„Was tust du hier? Wer bist du, hm, hm?“

Goldlöckchen mußte lachen, es hatte gar keine Angst vor dem Gebrumm. Es rief: „Sie haben mir etwas versprochen. Sie haben mir einen Spielkameraden versprochen.“

Der lange Bart wackelte auf und ab. Dann nickte der Mann.

„Ja, natürlich, dem Mädchen dort oben, das im Winter so allein ist. Hm — hm.“

Er stand auf und schlurfte auf seinen Pantoffeln zum Zimmer hinaus.

Goldlückchen fand es ein bißchen unheimlich, so allein in dem fremden Zimmer.

Schwarzkopf wartete draußen.

Die Zimmertür knarrte wieder. Der alte Mann kam zurück und hielt etwas in den Händen. Er stellte es auf den Tisch gerade vor Goldlückchen hin. „Da“, sagte er, „da hast du es.“

Goldlückchen machte große Augen. Nein, so etwas, ein Hündchen! Ein kleines, junges Hündchen mit lustigen kleinen Beinchen und einem lieben Schnüffelnäschen. Es schnüffelte am Aschenbecher, es schnüffelte an Goldlückchen . . .

„Darf ich ihn behalten . . . Für immer?“ flüsterte Goldlückchen.

Dann rannte es nach draußen: „Schwarzkopf, schnell, schau mal, was ich habe!“

Ein bißchen verlegen kam Schwarzkopf herein.

„Ach, was für ein liebes Hündchen! Hast du es bekommen, Goldlückchen?“

Goldlückchen nickte, und mit einmal rannte es auf den alten Mann zu. Es flüsterte ihm etwas ins Ohr. Wieder wackelte der weiße Bart auf und ab.

„Gut, gut, einverstanden . . . Komm mal mit, schwarzes Kerlchen.“ Der alte Mann zog Schwarzkopf hinter sich her in den Schuppen. Dort lagen in einem Korb noch zwei Hündchen, genau so klein wie das von Goldlückchen.

„Vorwärts“, sagte der alte Mann, „such dir eins aus. Du darfst es mitnehmen.“

Schwarzkopf wurde ganz rot vor Freude. Vorsichtig hob er ein Hündchen aus dem Korb. Und dann rannte er damit zu Goldlückchen.

Goldlückchen tanzte vor Freude.

„Jetzt hast du auch eins, Schwarzkopf. Komm, gehen wir wieder nach Hause!“

Aber jetzt mußten sie den Berg hinauf. Das war viel mühsamer als

den Berg hinunter. Und vorhin hatten sie auch noch keine Hündchen.

Goldlückchen seufzte. Das Hündchen lag keine Minute still in seinen Ärmchen.

Der Weg war so lang. Von Zeit zu Zeit ruhten sie am Wegrand aus. Dann ließen sie die Hündchen auf der Wiese herumtollen. Schwarzkopf und Goldlückchen hatten die größte Freude an den lustigen Sprüngen der jungen Tiere.

Aber droben — in dem Häuschen auf dem Berg — war es gar nicht lustig. Mutter hatte schon ein paarmal nach den Kindern Ausschau gehalten.

Mutter machte sich Sorgen. Sie holte Vater, und zusammen gingen sie die Kinder suchen.

Zuerst machten sie sich nur Sorgen. Aber dann wurden sie ängstlich, und zuletzt bekamen sie Angst. Aber schließlich entdeckte Vater sie zum Glück.

Jetzt saßen sie alle um den Tisch, und die kleinen Hündchen saßen darauf. Mutter schimpfte noch ein bißchen.

„Das dürft ihr nie mehr tun, Kinder. Ihr dürft allein nicht so weit fortlaufen.“

Vater vergaß ganz, daß er eigentlich böse sein sollte. So sehr mußte er über die zwei Hündchen lachen.

Er suchte im Schuppen ein schönes Körbchen. Daraus machte er ein warmes Nest für Goldlückchens Spielkameraden.

In dieser Nacht konnte Goldlückchen nicht schlafen. Es dachte immer an seinen Hund, seinen Spielkameraden. Jetzt fand Goldlückchen es gar nicht mehr schlimm, daß der Winter bald kam.

Jetzt mußte es nie mehr allein spielen.

Es suchte einen schönen Namen für das Hündchen. Es sollte . . . Es sollte . . .

Pscht, Goldlückchen ist eingeschlafen.



Herr Möchtegern

Weißt du, was ich möchte? Ich möchte so gern groß sein. Nicht bloß so wie Pappi, nein, gleich so groß, daß ich mit den Händen bis zu den Sternen reichen könnte. Dann würde ich ein richtiges Flugzeug fangen, um damit zu spielen. Dann würden die Großen nie mehr Karlchen zu mir sagen, sondern Karl. Und nie mehr Hosenmatz, sondern Herr.

Ich möchte auch furchtbar gern ein Auto haben. Nein, kein Spielzeugauto, so was habe ich schon. Ich meine ein richtiges Auto, mit dem man ans Meer fahren kann und zu Großmutter und Großvater. Wenn dann jemand am Straßenrand steht, der mitfahren will, halte ich an, mache die Tür auf und sage: Steigen Sie nur ein, ich nehme Sie gern mit.

Und ich möchte so gern Bäcker werden. Und jeden Tag feine Torten backen und Rosinenkuchen.

Jedermann würde dann ganz umsonst Kuchen bei mir bekommen. Und ich würde sicher auch jeden Tag zehn essen. Davon wird man dick, aber das macht nichts.

Und ich möchte gern Kapitän auf dem größten Schiff der Welt werden. Dann würde ich bloß mal so nach Amerika fahren und am gleichen Tag wieder zurück. Denn ich möchte nicht in Amerika schlafen. Nein, schlafen will ich in meinem eigenen Bettchen bei Mammi und Pappi.

Ich möchte auch gern ein Elefant sein. Aber dann würde ich natürlich nicht in meinem Käfig bleiben. Nein, dann würde ich meinen langen Rüssel voll Wasser saugen und alle Tiere im Zoo naßspritzen. Die Papageien zuerst, die finde ich so dumm. Oh, wie würden sie kreischen!

Sie würden natürlich ganz laut schreien, aber sie könnten mir doch

nichts tun, denn sie sind an einer Stange festgebunden. Mit einer Kette, das habe ich schon gesehen.

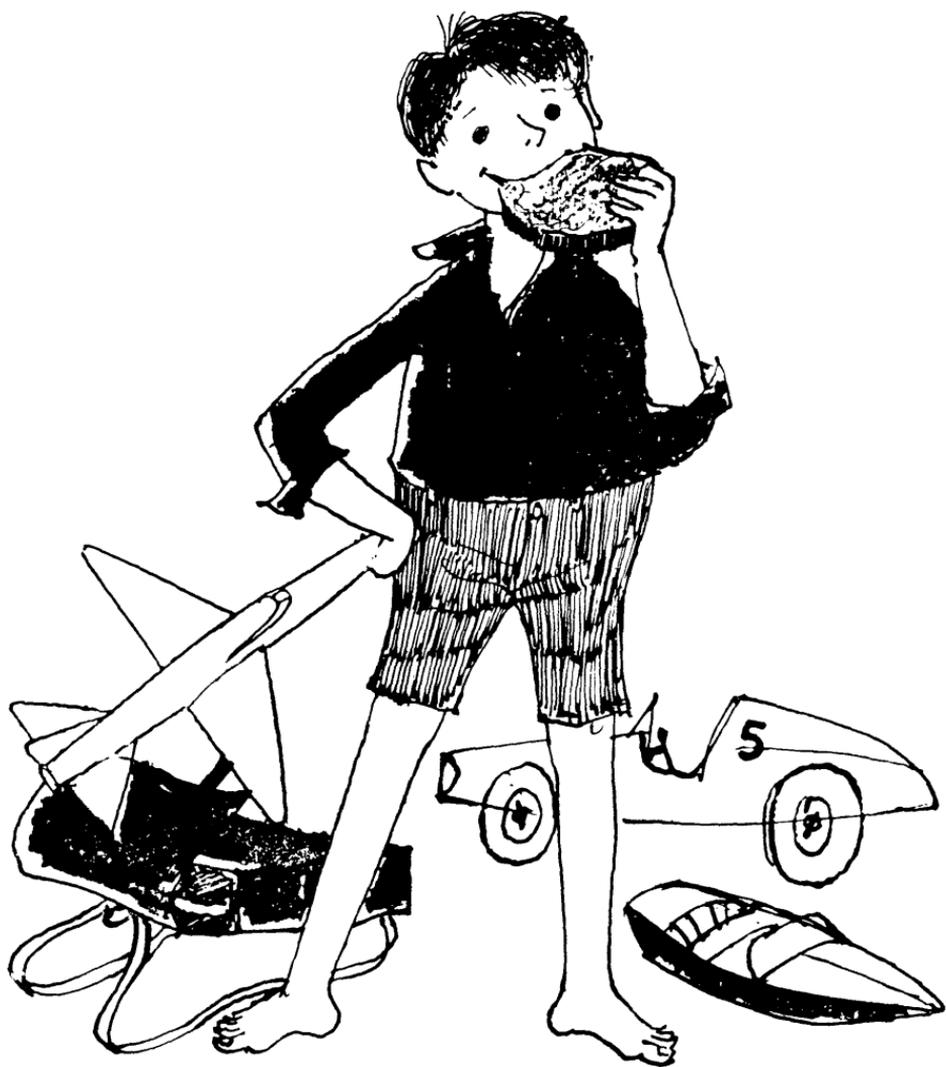
Aber weißt du, daß ich auch gern der Bauer Meier sein möchte. Denn der Bauer Meier hat einen Apfelbaum neben seinem Haus, und der ist voll saftiger Äpfel. Ich glaube, daß die allergrößten zuoberst hängen. Dann würde ich eine Leiter holen in der Scheune und dann ganz weit hinaufsteigen und all die großen Äpfel pflücken und gleich aufessen.

Und ich möchte so gern ein kleiner Prinz sein. Dann dürfte ich sicher in einem Schloß wohnen und mit den kleinen Prinzeßchen spielen. Dann würde ich mir zum Geburtstag ein richtiges Pferd wünschen, ein braunes. Und dann würde ich reiten lernen. Das dürfte ich sicher, denn das Königsschloß hätte einen großen Garten.

Ich möchte auch gern ein Fußballer werden. So einer, der in fremde Länder geht mit seinem Klub, um ein Spiel auszutragen. Wenn ich dann fotografiert werde, würde ich einen weißen Pullover mit blauen Streifen anziehen. Und dann würde ich das Foto meiner Mammi schicken.

Oh, da kommt Mammi ja. Sie bringt mir etwas aus der Küche. Herrlichen Pfannkuchen mit Marmelade. Hmm, der schmeckt lecker. Nun bin ich doch froh, daß ich kein Fußballer bin und kein Bauer Meier oder Kapitän. Ich bin so froh, daß ich nur das Karlchen bin.

Sonst hätte ich den feinen Pfannkuchen nicht bekommen.



Dobs, Wobs und Micki

Oh, wie kalt war es heute im Wald! Gut, daß der Tag herum ist. Die Zwerglein, die den ganzen Tag über gearbeitet haben, eilen nach Hause.

„Auf Wiedersehen, Dobs! Wiedersehen, Wobs! Wiedersehen, Micki! Geht schnell heim in eure warmen Häuschen und zieht morgen ganz dicke Kleider an. Auf Wiedersehen!“ Zwerg Langbart ruft es seinen Freunden nach.

Die Sonne ist schon fast untergegangen. Die Zwerge eilen durch den Wald. Ja, kalt ist es heute. Dabei ist es noch nicht einmal Winter. Es ist erst Herbst. Aber glaubt nur nicht, daß die Zwerge über die Kälte schimpfen. O nein! Denn sie sind ja bald zu Hause bei ihren Frauen. Die haben sicher etwas Gutes gekocht. Vielleicht warme Erbsensuppe mit Wurst. Oder heißen Pilzbrei . . . Hmmm, das wird ein Fest. Die Zwerge gehen immer schneller und werden immer fröhlicher.

Dobs ist als erster zu Hause. Es ist jetzt ganz dunkel, die Sonne ist untergegangen. Aber schau, drinnen im Haus brennt Licht. Mit einem frohen Gesicht geht Dobs hinein.

„Guten Abend, Dobs, bist du schon da? Fein . . . Willst du mir einen Gefallen tun und zum Metzger . . .“

„Was zum Metzger soll ich? Nein, das kommt nicht in Frage. Den ganzen Tag habe ich hart gearbeitet. Baumstämme zersägt, Holz geschleppt . . . Und jetzt komme ich durchgefroren nach Hause und soll zum Metzger? Nein, Frau, das hättest du heute mittag selber tun müssen, weißt du!“

„Nein Dobs, ich hatte wirklich keine Lust, bei dieser Kälte hinauszugehen, ich habe auf dich gewartet. Geh nur schnell!“

„Nichts da!“

„Wenn du nicht gehst, Dobs, dann bekommst du keine Erbsensuppe mit Wurst, und dann darfst du auch nicht beim warmen Ofen sitzen.“

„Das wird ja immer schöner! Bekomme ich Erbsensuppe, ja oder nein?“

„Nein.“

„Und darf ich beim warmen Ofen sitzen, ja oder nein?“

„Nein.“

Jetzt wird Dobs sehr, sehr böse. Er stößt die Haustür krachend auf und ruft laut: „Dann will ich hier nicht mehr wohnen.“

Bums! Mit einem lauten Knall fällt die Tür zu . . . Dobs ist fort, im Wald verschwunden.

Er sieht wohl, daß es jetzt ganz dunkel ist, aber das kümmert ihn nicht. Mit großen, wütenden Schritten geht er immer weiter fort von seinem Häuschen, immer weiter fort von seiner Frau. Seine weißen Augenbrauen wachsen ganz zusammen vor Ärger, und sein Bart flattert im Wind.

Wobs ist gleich zu Hause. Seine rote Zipfelmütze baumelt fröhlich hin und her. Fein, noch ein paar Schritte, und dann sitzt er in der warmen Stube. Was gibt es wohl zum Abendessen? Seine Frau erwartet gewiß, daß er durchgefroren und müde ist. Sie verwöhnt ihn sicher mit etwas Gutem.

„Hurra, da bin ich wieder“, ruft er im Gang. „Guten Abend, Frauenchen, ich bin wieder da.“

„O Wobs, du bist schon da? Ich wollte eben die Fenster von draußen putzen, sie sind so schmutzig! Aber jetzt kannst du es machen, dann fang ich gleich an zu kochen.“

Wobs schüttelt den Kopf. „Nein, Frau, das tu ich nicht. Die Fenster mußt du morgens putzen, nicht abends. Mach die Fenster morgen früh sauber und gib mir schnell etwas Warmes zu trinken.“

„Nein, Wobs, was fällt dir ein? Zuerst mußt du die Fenster putzen. Dann bekommst du warmen Apfelwein, das ist gut gegen die Kälte.“

Jetzt erscheinen viele Runzeln auf Wobsens Stirn.

„Ich putze die Fenster nicht, ich habe den ganzen Tag hart gearbeitet. Eicheln und Kastanien habe ich gesucht und in große Säcke gefüllt. Die habe ich dann zum Zwergenkönig gebracht. Ich bin jetzt rechtschaffen müde, ich will nichts mehr tun, ich will meinen warmen Apfelwein.“

„Nein, Wobs, wenn du nicht die Fenster putzen willst, bekommst du auch keinen Apfelwein.“

„Was sagst du da, ich bekomme keinen Apfelwein?“

„Nein.“

Die rote Zipfelmütze baumelt wütend hin und her.

„Dann gehe ich wieder.“

Bums! Die Türe fällt zu, und Wobs verschwindet im Wald. Im dunklen Wald mit den dicken Bäumen und den roten Pilzen. Oh, wie wütend ist Wobs! Und niemand ist da, dem er seinen Kummer erzählen kann!

Kalt und müde und hungrig läuft Wobs durch den dunklen Wald.

Micki geht fröhlich pfeifend den schmalen Waldweg entlang. Er ist müde und friert, aber jetzt geht es heim in sein gemütliches Häuschen. Jeden Abend erwartet ihn der Lehnstuhl beim Ofen. Und wenn Micki nach Hause kommt, kuschelt er sich da hinein und bekommt eine Tasse Baumrindentee mit viel Zucker darin.

Micki schmatzt mit den Lippen, als er die Haustür aufmacht. Seine Frau kommt ihm mit dem Kohleneimer und einem Lämpchen entgegen.

„Ich habe dich kommen sehen, Micki. Holst du mir wohl im Schuppen einen Eimer voll Kohlen? Sonst geht der Ofen aus.“

„Was heißt das, warum wartest du mit dem Kohlenholen bis zum Abend? Ich bin müde und durchgefroren, den ganzen Tag bin ich im Wald herumgelaufen und habe nach kranken Tieren Ausschau gehalten. Eine Nachtigall habe ich sogar ein Stück weit tragen müssen. Nein, ich hab keine Lust, die Kohlen zu holen.“

„So, du hast keine Lust? Soll etwa der Ofen ausgehen?“

„Ja, wenn der Ofen ausgeht, dann legen wir uns ins Bett. Ich will heute nichts mehr tun.“

Mickis Frau wird sehr böse. Sie drückt ihm den Kohleneimer in die eine Hand und das Lämpchen in die andere.

„Geh nur schnell in den Schuppen! Und wenn du keine Kohlen holen willst, brauchst du gar nicht mehr hereinzukommen.“

„Was sagst du da? Ich gehe gleich!“

Mit blechernem Knall fällt der leere Kohleneimer zu Boden. Und Micki rennt fort in den dunklen Wald. Da merkt er erst, daß er das Laternchen noch in der Hand hält. Das Laternchen baumelt hin und her, ein kleines Lichtlein im großen dunklen Wald.

Micki schüttelt den Kopf. Er muß ganz tief seufzen. Es ist aus mit dem Lehnstuhl, aus mit dem heißen Tee, aus mit dem gemütlichen Häuschen. Was soll der arme Micki bloß anfangen!

Dobs ist schon eine ganze Weile durch den Wald gerannt. Jetzt ist er noch viel müder als auf dem Heimweg. Dieser Pilz sieht besonders kräftig aus, hier will er sich ein Weilchen ausruhen. Dobs setzt sich. Ganz still, mit den Händchen auf den Knien, starrt er den dunklen Pfad entlang. Fein, endlich kommt der Mond. Doch horch, kommt da jemand? Ja, jetzt hört er es deutlich. Wer ist wohl so spät noch im Wald unterwegs?

Schau an, das ist ja Wobs!

„Was machst denn du hier, Dobs?“

„Ich? Meine Frau wollte mich zum Metzger schicken, als ich nach Hause kam. Da bin ich wütend fortgelaufen.“

„Und ich sollte die Fenster putzen. Das wollte ich auch nicht. Ich bin auch wütend geworden und fortgelaufen.“

„Still, dort zwischen den Bäumen naht sich ein Laternchen.“

„Oh, das ist Micki! Hierher, Micki, hier sind wir . . . Was ist denn mit dir los?“

„Nein sowas, ihr seid es! Oh, Dobs und Wobs, ich bin ja so traurig! Ich sollte meiner Frau Kohlen holen, doch dazu hatte ich keine Lust. Da bin ich wütend geworden und fortgelaufen.“



Ja, da sitzen sie nun alle drei. Sie sind ganz still. Sie sind müde und hungrig und sie frieren.

„Hört mal“, sagt Micki endlich, „hört mal her. Es war eigentlich häßlich von uns, nicht helfen zu wollen. Sollen wir das unseren Frauen sagen?“

„Ja, ja“, antworteten Dobs und Wobs. „Kommt nur, wir gehen nach Hause. Es ist bald tiefe Nacht.“

Nun eilen die drei Zwerglein wieder durch den Wald, jeder zu seinem Häuschen.

Dobs macht leise die Tür auf. Seine kleine Frau fliegt ihm entgegen.

„O Dobs, wie gut, daß du wieder da bist. Ich bin selber zum Metzger gegangen, deine heiße Suppe ist fertig. Es war nicht lieb von mir, dich zum Metzger zu schicken.“

Auch Wobs betritt leise sein Haus. Seine Frau kommt gerade aus der Küche mit einer Tasse heißen Apfelwein.

„O Wobs, das ist für dich. Ich habe die Fenster selber geputzt. Es war nicht lieb von mir, diese Arbeit von dir zu verlangen.“

Micki hängt still das Laterchen in den Schuppen. Dann geht er in sein Häuschen. Die Tür ist auf . . . Schau, wie fein der Ofen brennt! Seine Frau sitzt davor, mit Tränen in den Augen.

„O Micki, ich bin so glücklich, daß du wieder da bist. Ich war gar nicht lieb zu dir. Ich habe selber Kohlen geholt, und hier ist dein heißer Tee.“

Eine Stunde später ist es tiefe Nacht. In allen Zwergenhäuschen ist es dunkel. Aber im Wald scheint der Mond. Er scheint auf die Bäume, auf die Pilze, auf die Eicheln und Kastanien.

Und Dobs und Wobs und Micki schlafen besonders gut heute nacht.

November

Schnauz und Miez

Ria=ria=rumpelstiez —
wo ist der Schnauz? Wo ist die Miez?
Der Schnauz — der liegt am Ofen
und leckt sich seine Pfoten.
Die Miez — die sitzt am Fenster
und wäscht sich ihren Spenzer.

Rumpeldipumpel, schnaufeschnauf —
da kommt die Frau die Treppe 'rauf.
Was bringt die Frau dem Kätzchen?
Einen Knäuel, einen Knäuel, mein Schätzchen!
Einen Knäuel aus grauem Wollenflaus,
der aussieht wie eine kleine Maus.

Was bringt die Frau dem Hündchen?
Ein Halsband, mein Kindchen!
Ein Halsband von besonderer Art,
auf welchem steht: Schnauz Schnauzebart.
Ri=ra=rumpeldidaus —
und damit ist die Geschichte aus.

Ein neuer Pullover

Fein, heute ist wieder Mittwoch! Erwin und Heinz rennen nach Hause. Mittwoch ist der schönste Tag der ganzen Woche, denn dann kommt Großmutter zu Besuch. Großmutter kommt immer am Mittwoch, weil dann die Jungen nachmittags keine Schule haben. Um zwölf Uhr sitzt sie dann am Fenster und wartet auf sie.

„Los, wer zuerst an der Ecke ist“, sagt Erwin.

„Nein, wer zuerst Großmutter sieht.“

Schon rennen sie los. Jetzt um die Ecke und . . .

„Ich“ — „ich“, rufen sie wie aus einem Mund. Genau miteinander haben sie Großmutter's graue Locken zwischen den weißen Vorhängen gesehen. Großmutter winkt und lacht ihnen zu.

„Ruhig, verstanden“, sagt Mutter im Gang, „denk daran, Großmutter ist alt und kann nicht mehr so viel Lärm vertragen.“

Ja, sie wollen leise sein, sicher. Sie haben Großmutter sehr lieb und möchten nicht, daß sie Kopfweh bekommt.

„Guten Tag, Großmutter, guten Tag.“

„Guten Tag, Jungen, ihr seid aber früh dran. Seid ihr so schnell gelaufen?“ Großmutter will noch etwas sagen, aber Mutter ruft:

„Ach Erwin, jetzt ist dein Pullover schon wieder kaputt.“

„Still“, sagt Großmutter, „ich flicke ihn schon. Ich habe sonst doch nichts zu tun. Zieh ihn nur aus, Erwin.“

Erwin schaut Mutter an. Er möchte gern, daß sein Pullover geflickt wird, aber . . . Was soll er solange anziehen?

„Zieh den Sonntagspullover an“, sagt Mutter.

Großmutter schüttelt den Kopf. „Was, du hast nur einen Pullover für werktags? Warte nur. Das bringt Großmutter schnell in Ordnung. Wenn ich nächsten Mittwoch wiederkomme, bringe ich dir einen neuen mit. Heute noch kaufe ich die Wolle.“

Heinz muß lachen. „Das kannst du nie, Großmutter, in einer Woche einen ganzen Pullover stricken.“

„Nein? Da wirst du staunen. Großmutter kann schnell stricken.“

Erwin glaubt es sofort. Großmutter ist so geschickt. — Schau, jetzt hat sie den Ärmel schon wieder gestopft. Fein, einen neuen Pullover für die Schule! Mutter ist auch froh, das sieht man an ihrem Gesicht.

Wieder eilen Erwin und Heinz aus der Schule nach Hause, und wieder ist es Mittwoch.

„Schnell, lauf ein bißchen schneller, Großmutter ist doch da.“

„O ja, mit einem neuen Pullover für dich. Los, wer zuerst zu Hause ist.“

Diesmal gewinnt Erwin. Er ist kurz vor Heinz an der Ecke. Aber Erwin hat auch längere Beine. Er ist schon sieben und Heinz erst sechs. Mariannchen ist noch viel kleiner, es ist erst zwei Jahre alt. Es kann den ganzen Tag bei Großmutter sein, es geht noch nicht zur Schule.

Erwin schaut als erstes auf Großmutter's Hände, als sie in das Zimmer treten. Aber er sieht nichts. Hat Großmutter es etwa vergessen? Oder ist der Pullover nicht fertig geworden? Fragen darf er natürlich nicht. Aber Mutter lacht geheimnisvoll, so als ob sie etwas von dem Pullover wüßte.

Auf einmal bückt sich Großmutter nach der Tasche, die neben ihrem Stuhl steht.

Hurra, der Pullover! Aber . . . Warum macht Erwin denn kein frohes Gesicht? Warum kann er sich jetzt doch nicht freuen? Nun, er findet den Pullover gar nicht schön. Er findet die Farbe häßlich: dunkelblau.

„Kannst du Großmutter nicht Dankeschön sagen und einen Kuß geben?“ sagt Mutter ein wenig ärgerlich.

Erwin schüttelt den Kopf. Er schiebt den Pullover weg, ganz an den Tischrand.

„Tu nicht so dumm“, sagt Mutter, „was hast du? Findest du den Pullover etwa nicht schön?“

Wieder schüttelt er den Kopf. „Ich finde ihn kein bißchen schön“, flüstert er leise, „er ist wie ein Matrosenpullover.“

Jetzt muß Großmutter lachen. Sie ist gar nicht böse.

„Ein Matrosenpullover? Das ist gerade fein. Du willst doch sicher gern ein Matrose sein. Komm, probier ihn mal an.“

„Ich will aber kein Matrose sein“, sagt Erwin, „ich will Chauffeur werden. Und die Kinder in der Schule lachen mich sicher aus, wenn sie diesen dunklen Pullover sehen.“

Aber das glauben Großmutter und Mutter nicht. „Dich auslachen? Da glaube ich viel eher, daß all deine Freunde auch so einen schönen Pullover haben möchten.“

Großmutter wird ein bißchen traurig. Sie hat die ganze Woche so fleißig gestrickt, und jetzt freut sich Erwin nicht einmal über das Geschenk. Schade, richtig schade.

Mutter findet das auch.

„Du bist gar nicht lieb, Erwin, du benimmst dich wie ein kleines Kind.“

Erwin geht nach draußen zum Spielen. Über den Pullover wird nicht mehr gesprochen. Den ganzen Nachmittag nicht.

Aber dafür am Abend. Als Großmutter nach Hause gegangen ist und die Kinder im Bett liegen, erzählt Mutter alles dem Vater. „Weißt du, was das beste ist?“ sagt Vater da. „Er zieht den Pullover bald an. Dann sieht er schon, daß niemand ihn auslacht.“

Und so kommt es, daß am nächsten Morgen der blaue Pullover auf dem Stuhl neben Erwins Bett liegt . . .

Erwin sieht ihn genau, aber er will den Pullover nicht anziehen. So einen dummen Pullover! Fritz und Peter haben auch keinen solchen Matrosenpullover. Und die Lehrerin sagt sicher: Was hat der Erwin bloß heute an!

Im Hemd geht Erwin nach unten. „Mutti, darf ich meinen alten Pullover anziehen?“

Mutter ist nicht im Zimmer. Sie ist sicher in der Küche. Aber dafür

ist Vater schon da. Er sagt nur: „Zieh den neuen Pullover an, Erwin.“

Da gibt's keinen Widerspruch. Wütend zieht Erwin den Pullover über den Kopf.

„O wie schön“, ruft das kleine Mariannchen. Erwin versetzt dem Schwesterchen einen Stoß. So böse ist er.

Als Vater betet, kann er nicht einmal zuhören. Vor lauter Bosheit. Doch etwas hört er. Vater sagt etwas von gehorsamen Kindern. Aber Erwin will nicht hinhören. Er hat etwas Schlechtes vor. Und mit solchen Gedanken im Kopf kann man nicht beten.

An der Straßenecke sagt Erwin zu Heinz: „Du, geh schon mal vor. Ich muß noch etwas erledigen.“

Bevor Heinz etwas sagen kann, ist Erwin verschwunden. Heinz wundert sich ein wenig. Erwin benimmt sich schon den ganzen Morgen so dumm. Wegen Großmutter's Pullover. Dumm von Erwin, Heinz möchte den Pullover gern haben.

So schnell er kann, rennt Erwin an den Fluß. Dort sieht ihn niemand mit seinem Matrosenpullover. Er geht heute nicht in die Schule, er spielt einfach bis um zwölf Uhr hier draußen. Jetzt kann ihn keiner seiner Schulkameraden auslachen. Schau, da kommt der Müllwagen.

„Darf ich mitfahren?“

„Ja“, sagt der Fahrer, „komm nur. Hast du heute keine Schule?“

Erwin gibt keine Antwort. Er tut, als habe er nichts gehört.

Bim=bam=bim=bam. Neunmal schlägt die Kirchenglocke. Erwin erschrickt doch ein bißchen. Jetzt fängt die Schule an. Was wird wohl die Lehrerin denken?

Aber auf einmal erschrickt er noch viel mehr. Erwin möchte sich am liebsten unter dem Müll verkriechen. Denn da kommt Vater auf seinem Fahrrad. Vater hat ihn schon gesehen.

Vater braucht nichts zu fragen. Nein, ihm ist alles klar. Er winkt Erwin mit der Hand, vom Wagen herunterzukommen. Da steht er nun wie ein begossener Pudel. Vaters große Hand kommt unter sein Kinn und hebt seinen Kopf hoch.

„Sieht so dein Gehorsam aus, Erwin? Ich habe immer geglaubt, mein ältester Junge sei ein ehrlicher Kerl.“

Vater ist traurig, genau wie Großmutter es gestern war. Erwin hätte viel lieber, wenn Vater wütend wäre.

Mit einem Schwung setzt Vater ihn hinten auf den Gepäckträger, und dann fahren sie direkt zur Schule. Wie still ist es jetzt auf dem Schulplatz. Kein Kind ist draußen.

Vater klopft an die Tür des Klassenzimmers.

Die Lehrerin öffnet die Tür.

Vater spricht leise mit ihr, Erwin kann nichts verstehen. Vater erzählt ihr sicher von dem Matrosenpullover. Erwin möchte am liebsten in den Boden sinken.

Jetzt gibt er der Lehrerin schnell die Hand und geht still an seinen Platz.

Während die Klasse ruhig arbeitet, kommt die Lehrerin zu Erwin. Sie flüstert ihm ins Ohr: „Nie mehr solche Dummheiten anstellen, verstanden, Erwin!“

Erwin wird ganz rot. Er schüttelt den Kopf. Aber dann sagt die Lehrerin noch etwas. Und das macht Erwin ganz froh!

„In meiner Straße wohnt ein Chauffeur, und der hat genau so einen dunkelblauen Pullover wie du.“

Als Erwin am Abend im Bett liegt, muß er auf einmal an Großmutter denken. Er schämt sich ein bißchen.

„Mutti, hör mal.“

„Ja, was ist?“

„In wieviel Tagen kommt Großmutter wieder? In sechs?“

„Ja, in sechs Tagen, das ist noch lange, nicht wahr?“

Erwin nickt, und dann zieht er Mutters Kopf nahe zu sich aufs Kissen herab. „Ich muß dir etwas ins Ohr sagen. Schreib bitte heute abend noch einen Brief an Großmutter, daß ich mich doch über den Pullover freue?“

Mutter lacht und deckt ihn zu.

„Gern tu ich das. Denn nun ist Großmutter auch wieder froh!“



In der alten Mühle

Wenn man die Hauptstraße hinuntergeht und dann noch ein Stück weit den Feldweg entlang, dann kommt man zu der alten Mühle.

Früher hatte die Mühle vier lange Arme, die sich immer in der Luft herumdrehten. Die nannte der Müller Windmühlenflügel. Jetzt sind die Windmühlenflügel schon lange verschwunden. Sie wurden alt und gingen kaputt. Der Müller selber hat noch seine Arme und Beine, aber er kann nicht mehr viel damit anfangen. Oft muß er im Bett bleiben, so müde ist er. Aber er hat keinen Menschen, der für ihn sorgt. Darum muß er immer wieder aufstehen, sonst bekommt er nichts zu essen. Dann seufzt der alte Müller tief. „Ja, ja“, sagt er dann, „so geht es, wenn man alt wird.“

Am schlimmsten ist es, wenn es regnet oder schneit, dann kann der Müller nicht aus dem Haus. Dann kann er nicht ins Dorf gehen. Und dann hat er nichts zu essen im Haus. Noch viel schlimmer ist es, wenn der wilde Sturm kommt. Dann kann er nicht einmal vor die Tür gehen. Der Wind würde den alten Müller sofort umwerfen.

Wenn es so stürmt, bleibt er in seiner Mühle. Dann raucht er ein Pfeifchen und schaut durch die kleinen Fensterchen hinaus auf den Feldweg. Oder er setzt sich die Brille auf die Nase und liest in seiner Bibel.

Da ertönt ein Liedchen auf dem stillen Feldweg!

Ein fröhliches Liedchen.

Ein kleines Mädchen kommt rasch angelaufen. Es lacht und springt, und seine Haarschleife tanzt auf und ab.

Ihm macht der wilde Wind nichts aus. Es wickelt sich einfach in seinen Regenumhang und zieht die Kapuze über den Kopf. Dann wird

nicht einmal die Haarschleife naß. Ihm macht auch der Schnee nichts aus. Es findet den Schnee besonders lustig.

Jetzt ist nur der Wind zu hören. Horch, wie er um die alte Mühle pfeift! Schon von weitem sieht das Mädchen den alten Müller.

„Guten Tag“, ruft es.

Der alte Müller lacht und winkt mit der Pfeife, daß es hereinkommen soll. Da macht das Mädchen auch schon die Tür auf. Es hat gar keine Angst.

„Guten Tag, Kleine“, sagt der alte Mann, „wohin gehst du?“

„In die Schule, Großvater.“

„Und wie heißt du?“

„Ich heiße Anneli, Großvater. Und weißt du, wo ich wohne? Dort hinten bei der Eisenbahn. Mein Vater arbeitet an den Schienen, und so wohnen wir im Bahnwärterhäuschen.“

Der alte Müller nickt. „Auf Wiedersehen, Anneli.“

Aber Anneli geht noch nicht. Es schaut sich in der kleinen Stube um.

„Wohnst du allein hier?“

„Ja, Kind, ich bin allein übriggeblieben.“

„Wer sorgt denn für dich?“

„Niemand, der Großvater macht alles selber. Aber wenn es so stürmt, kann er nicht nach draußen.“

„Ich weiß etwas“, ruft Anneli fröhlich, „ich werde für dich einkaufen, wenn ich aus der Schule komme. Und wenn du krank wirst, dann bringe ich dir das Essen. O ja, Mammi erlaubt es sicher.“

Wie froh wird der alte Müller da auf einmal . . . Ja, das wäre fein.

Er nickt und lacht.

„Ja, Anneli, aber ich kann dir nichts zum Lutschen geben, ich hab nichts im Haus.“

Da muß Anneli lachen.

„Das Einkaufen mach ich natürlich ganz umsonst, genau wie für die Mammi.“

Jetzt hüpfst das fröhliche Mädchen schon wieder davon. Es schaut sich noch einmal um und winkt dem Müller zu. In der Hand hat es zwei Geldstücke, dafür wird es nach der Schule Brot kaufen.

Brot für den Großvater, der immer allein ist. Sie will ihn jeden Tag fragen, ob er etwas nötig hat.

Und der alte Müller? Er ist in seinem Stuhl am Fenster eingeschlafen. Er hört den wilden Wind nicht mehr. Seine Pfeife liegt auf der Fensterbank. Er lacht im Schlaf.

Warum wohl?

Weil er von einem lieben, fröhlichen Mädchen träumt, das ihm helfen will.

Ja, das ist schon ein schöner Traum!

Von einem Eichhörnchen, das seinen Schwanz verlor

Die Tiere des Waldes bereiten sich auf den Winter vor.

Der Winter ist kalt, und deshalb bauen sie sich warme Nester und auch Löcher. Darin verkriechen sie sich, wenn die Kälte kommt. Und dann machen sie die Augen zu und — schlafen. Sie schlafen den ganzen, langen Winter hindurch und ruhen sich aus.

Manchmal werden sie ein bißchen wach und zwinkern einander zu. Dann fressen sie etwas und . . . schlafen wieder weiter, bis der Frühling kommt.

Die Eichhörnchen haben besonders viel zu tun. Sie schleppen alle Arten von Nüssen in ihre Winterlöcher, denn sie wollen keinen Hunger leiden, wenn es kalt wird. Wenn sie wach werden, wollen sie etwas Gutes knabbern.

Aber was macht Zipfelchen? Muß es denn nicht auch für den Winter sorgen? Zipfelchen klettert ein bißchen auf den Bäumen herum, ärgert die Vögel und läßt seinen langen dicken Schwanz durch die abgefallenen Blätter rascheln.

„Streng dich ein bißchen an“, rufen ihm die andern Eichhörnchen zu. „Du hast noch fast nichts getan. Schau mal in unsere Löcher, wieviel Nüsse wir schon gesammelt haben! Bald kommt der Winter, und dann hast du nichts, du Dummerle!“

Da muß Zipfelchen lachen.

Wenn sie sehr schimpfen, springt es einfach an den Waldrand. Dann schaut es in den schönen blauen Himmel und denkt: Ach, was machen sich die andern doch für Sorgen!

Auch am nächsten Tag scheint die Sonne. Auch am übernächsten.

Aber dann . . .

An einem Morgen wird Zipfelchen wach und schüttelt sein rotes Mäntelchen aus.

Uff, denkt es, kalt war es heute nacht. Ich will schnell ein bißchen klettern und rennen, damit ich wieder warm werde.

Im Nu sitzt Zipfelchen auf dem höchsten Baum. O weh, was für ein schwarzer Himmel! Vielleicht gibt es heute Regen. Brr! Das Klettern und Rennen hilft nicht einmal gegen die Kälte. Zipfelchen will lieber den Nachbarn besuchen.

Doch der Nachbar hat keine Zeit. Schau, was er alles wieder heranschleppt, lauter Nüsse. Ja, man merkt, daß der Winter bald kommt. Morgen will Zipfelchen auch damit anfangen, Nüsse zu suchen.

Der Tag ist kurz. Bald schon kommt der Abend und dann die Nacht. Und in der Nacht fallen auf einmal lauter kleine weiße Flöckchen vom Himmel.

Zipfelchen merkt nichts davon. Es schläft ruhig. Aber am Morgen, als es die Augen aufmacht, zwinkert es erstaunt. Schnee! Richtiger Schnee! Ganz erschreckt hält Zipfelchen nach den andern Eichhörnchen Umschau. Die verkriechen sich in ihren warmen Winterlöchern, in die sie all die Nüsse geschleppt haben. So können sie ruhig mit dem Winterschlaf beginnen.

Armes Zipfelchen! Auf einmal sieht es ein, daß es viel zu lang gewartet hat. Wenn es nicht schnell Nüsse sammelt, muß es im Winter vor Hunger sterben.

Mit großen Sprüngen rennt Zipfelchen durch den Wald. Es wühlt mit den Pfötchen im Schnee, klettert auf die weißen Bäume und denkt in einem fort: Oh, wenn ich nur fertig werde. Hätte ich doch früher angefangen!

Und das schlimmste ist, die andern Tiere haben schon fast alles eingeamstert, so daß für Zipfelchen kaum etwas übriggeblieben ist. Die Vögel lachen das Eichhörnchen aus, aber es hört nicht darauf. Es muß jetzt hart arbeiten.

Baum auf — Baum ab, Ast auf — Ast ab . . . Au, was war denn das? Au, au! Zipfelchen schaut sich um, aber es sieht nichts, und schon rennt es wieder weiter. Es war so, als hätte es jemand am Schwanz festgehalten.

Das arme Zipfelchen merkt in der Hast nicht, was geschehen ist.

Aber es ist trotzdem schlimm. Denn schau mal, dort unter dem Baum im Schnee liegt Zipfelchens schöner dicker Schwanz! Und Zipfelchen weiß es nicht einmal.

Die Vögel rufen ihm nach: „Zipfelchen, wo hast du deinen schönen Schwanz gelassen?“

„O Zipfelchen, wie siehst du aus!“

Aber Zipfelchen hört nichts. Es hat wirklich keine Zeit, dem Geschwätz der Vögel zuzuhören. Es ist so müde, und die Nüßchen haben sich alle versteckt. Ach, warum ist der Winter heute schon gekommen! Morgen hätte es mit den Wintervorbereitungen angefangen.

Ja, Zipfelchen, du bist eben ein kleines dummes Eichhörnchen.

Es ist Abend geworden. Endlich ist Zipfelchen fertig! Still und müde verkriecht es sich in seinem Winternest. Aber . . . „Wie ist das möglich? Wo ist mein prächtiger, roter Schwanz?“ ruft Zipfelchen.

„Vor lauter Hast und Aufregung habe ich meinen Schwanz verloren! Und jetzt ist es Nacht, ich kann ihn nicht einmal mehr suchen.“

Zipfelchen ist ganz aufgeregt. Sein Schwanz ist sein schönster Schmuck. Und jetzt muß es für immer ohne Schwanz herumlaufen. Voller Kummer schläft Zipfelchen endlich ein.

„Piep=piep=piep . . . Wohnt hier Zipfelchen, das Eichhörnchen?“

Zwei Vögel sitzen vor Zipfelchens Loch. Die Luft ist noch kalt und grau, aber die Vögel sind trotzdem früh aufgestanden. Denn sie wollen Zipfelchen überraschen.

„Piep=piep.“

Alles bleibt still. Zipfelchen schläft aber lang!

„Piep=piep . . . Wohnt Zipfelchen hier?“

Doch alles bleibt still.

Schläft Zipfelchen wirklich so lang?

Natürlich nicht, es ist schon wach geworden, als die Vögel zum erstenmal nach ihm riefen.

Aber Zipfelchen traut sich nicht aus seinem Loch heraus. Es hat Angst.

Angst, daß die Vögel es auslachen. Was ist schon ein Eichhörnchen ohne Schwanz? Nein, Zipfelchen verkriecht sich noch tiefer in seinem Nest. Niemand soll es so sehen.

„Piep=piep. Sag Eichhörnchen, wirst du jetzt wach oder nicht? Sonst gehen wir fort, und dann bekommst du deinen Schwanz nicht zurück.“

Was rufen die Vögel? Haben sie etwa meinen Schwanz gefunden? Ganz vorsichtig streckt Zipfelchen sein neugieriges Köpfchen aus dem Loch. Da sitzen zwei Vögel und zwinkern ihm zu. Gleich darauf fliegen die Vögel auf die Erde hinunter, heben den Schwanz mit ihren Schnäbeln auf und drücken ihn Zipfelchen in die Pfoten.

„Danke schön, danke, danke“, sagt das Eichhörnchen wohl fünfmal hintereinander.

Ja, jetzt hat es glücklicherweise seinen Schwanz wieder.

Aber wer näht ihn an? Die Vögel können es nicht. Zipfelchen kann es noch weniger.

Dann muß Doktor Bibas kommen. Zipfelchen hat ein bißchen Angst. Doktor Bibas ist der Zwergendoktor. Er ist ein guter Doktor, aber manchmal tut er einem weh.

Doch es muß sein.

Die Vögel fliegen fort, um Doktor Bibas zu holen. Nun steht er vor Zipfelchens Loch. Er schüttelt den Kopf, daß sein weißer Bart hin und her baumelt.

„Sicher deine Schuld“, brummt er, „du bist natürlich viel zu wild gewesen.“

Dann nimmt er einen langen roten Faden und eine richtige Arztnadel, und hurrah! schon ist der Schwanz angenäht.

Jetzt kann es ruhig den ganzen Winter schlafen. In seinem Nestchen liegt ein Haufen zum Fressen, und mit seinem Schwanz ist wieder alles in Ordnung.

Niemand wird es auslachen.

Und wenn der Winter vorbei ist, dann kann es wieder herumtollen. Es freut sich schon jetzt darauf.



Dezember

Von all den vielen Sternen

Von all den vielen Sternen,
die wir nie zählen lernen,
der schönste kam zur Welt.
Wir sahn das Sternlein steigen,
das Gott uns gab zu eigen
bei dunkler Nacht im Feld.

Es wies uns still die Wege
durch Hecken und Gehege,
die waren tief verschneit.
Wir gingen in die Hütte.
Das Kind lag auf der Schütte.
Erfüllet war die Zeit.

Und Ochs und Esel kamen,
die Blinden und die Lahmen,
die Spinne und die Maus.
Und waren froh der Stunde.
Der Wind auf seiner Runde
trat leise in das Haus.

Maria und Joseph standen
am Kripplein, das wir fanden,
und waren arme Leut.
So schenk, o Herr, uns Armen
dein Lieb und Allerbarmen
in kalter Winterzeit.

Dorchen und die komischen Äpfel

Dora steht vor dem großen Fenster im Eßzimmer des Kinderheims. Sie schaut den Schneeflocken zu, die in der Luft herumtanzen. Zuerst waren es lauter kleine Flöckchen. Mit der Zeit wurden sie ein wenig größer, doch jetzt kommen nur noch ganz große. Ob man sie zählen kann? Dora versucht es: eins, zwei, drei, vier . . . Nein, es geht nicht. Es sind zu viele. Sicher hundert . . . Nein, sicher tausend. Tausend ist viel, aber eine Million ist noch viel mehr. Gibt es das? Eine Million Schneeflöckchen? Dora weiß es nicht. Sie findet es schade, daß sie jetzt nicht hinaus darf. Es ist fein, im Schnee herumzutollen. Aber die Schwester hat heute morgen gesagt: „Du mußt heute mal drinnen bleiben, Dorchen, du hustest so.“

Dora hat Schwester Lina immer sehr lieb, aber jetzt ist sie doch ein bißchen ärgerlich auf sie. Nicht hinaus? Wie dumm, dabei haben sie noch Ferien. Die andern Kinder sind heute mittag alle mit Schwester Trude zum Schlitten. Keines wollte bei Dorchen bleiben.

„Dann darfst du zu mir kommen“, hatte Fräulein Meier da gesagt, „ich muß im Eßzimmer nähen.“

Zuerst war es gemütlich, aber jetzt . . . Denn auf einmal klingelte jemand an der Tür. Seitdem ist Fräulein Meier fort und verschwunden . . . Wie es schneit! Auf dem Gartentor liegt ein dicker weißer Hut, und auf der Straße sinken die Leute bis über die Schuhe in den Schnee.

Auf der Fensterbank liegt auch Schnee. Das Fenster darf Dora natürlich nicht öffnen. Sonst könnte sie wenigstens mit dem Schnee spielen. Das wäre lustig.

Auf einmal muß Dorchen an einen andern Winter denken. Als sie noch nicht im Kinderheim wohnte, sondern bei Vater und Mutter. Es hatte damals auch geschneit, die ganze Fensterbank war voll mit

Schnee. Mutter hatte einen Besen geholt und den Schnee heruntergekehrt. Und dann durfte Dorchen ein Stück Brot in lauter kleine Stückchen brechen. Das war lustig, als all die Stückchen auf der Fensterbank lagen! Viele Vögelchen kamen angeflogen und pickten und stopften sich die Bäuchlein voll, bis sie ganz dick und rund waren. Und gerade als zehn Vögelchen auf der Bank saßen, kam eine große Krähe und jagte sie alle fort. Das war nicht so schlimm, denn sie hatten alle schon genug gehabt, und die Krähe hatte auch Hunger.

Dorchen muß noch heute lachen, wenn sie daran denkt.

Aber das ist schon lange her. Vater und Mutter sind auch schon lang fort, sie sind auf eine große Reise gegangen. Und Dorchen ist hiergeblieben. Ja, es ist schon schön im Kinderheim. Die andern Kinder haben auch kein Zuhause mehr. Darum sorgen jetzt die Schwestern für sie.

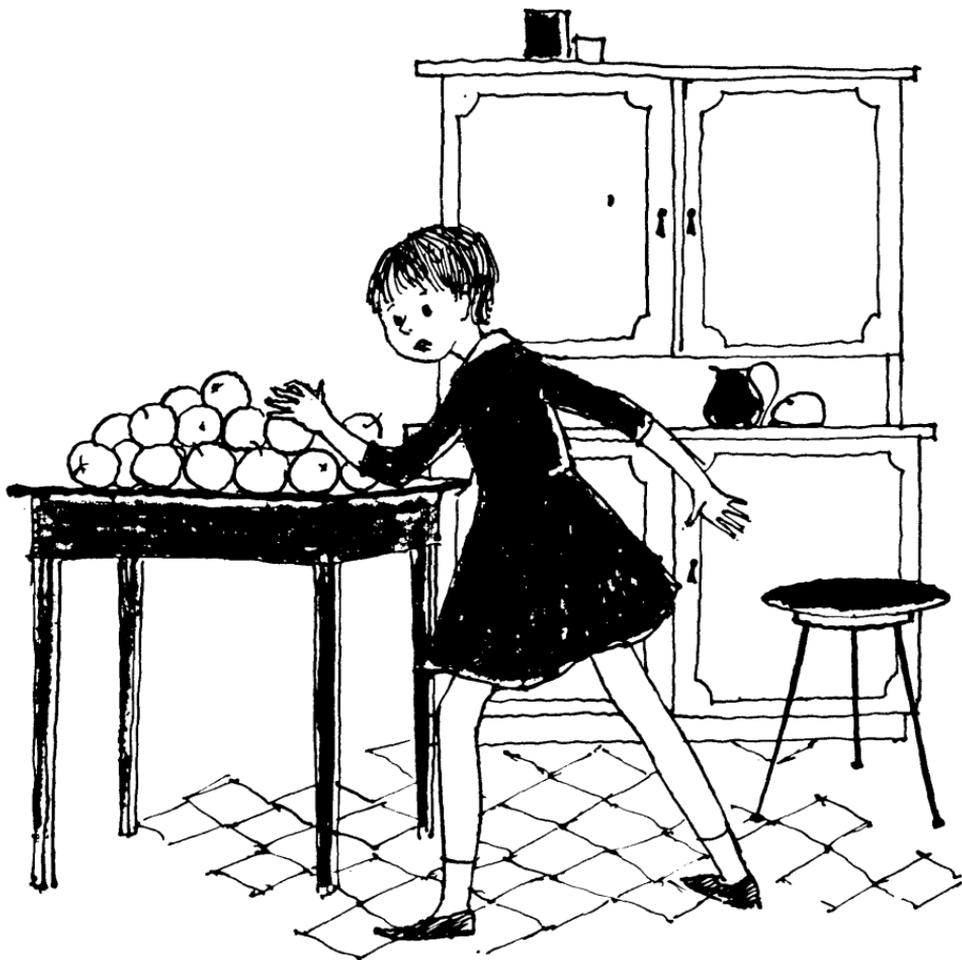
Dorchen erschrickt. Ein Spatz flattert auf die Fensterbank und setzt sich mitten vor Dora hin. Er schaut sie mit seinen flinken Äuglein an, als ob er sagen wollte: Du, gib mir doch etwas zu essen. Piep=piep!

Armer Spatz, hast du solchen Hunger? Dorchen hat nichts zu essen. Sie würde dir gern ein bißchen Brot geben, doch woher soll sie es nehmen?

Warte, vielleicht ist Fräulein Meier in der Küche. Die Kinder dürfen zwar nie in die Küche. Aber Dora wird nur an die Tür klopfen und dann bei Fräulein Meier etwas Brot für die Vögel holen. Schnell springt sie die kleine Treppe zur Küche hinunter.

Klopf=klopf=klopf. Dora wartet. Sie spitzt die Ohren, ob jemand herein ruft. Nein, nichts zu hören. Noch einmal klopft sie: Klopf=klopf=klopf. Wieder nichts. Vielleicht ist niemand in der Küche. Rasch mal hineinschauen.

Auf den Zehenspitzen betritt Dorchen die Küche. Das Brot für die Vögel hat sie vergessen. Denn dort auf dem Tisch liegt ein Haufen Äpfel. Prächtige Äpfel mit feuerroten Backen. Ein ganzer Tisch voll. So schöne Äpfel hat Dora noch nie gehabt! Mit großen Augen



schaut sie den Tisch an. Jetzt macht sie einen kleinen Schritt. Jetzt steht sie direkt vor dem Tisch. Wenn sie will, kann sie die Äpfel berühren. Und dann weiß sie auf einmal, wann sie die Äpfel bekommen sollen. An Weihnachten natürlich. Heute morgen hat Schwester Lina es noch gesagt, nicht das von den Äpfeln — aber, daß in vier Tagen Weihnachten ist. Vielleicht hat es noch mehr gute Dinge im Haus. Dora wird inwendig so froh!

Heute abend, wenn sie im Bett sind, will Schwester Lina schon etwas von Weihnachten erzählen. Ja, das hat sie versprochen. Es ist das Fest des Herrn Jesus.

Oh, was für einen Durst sie auf einmal hat! Das kommt sicher von den Äpfeln.

Wenn sie — wenn sie jetzt ein Stückchen Apfel essen könnte, nur ein einziges Stückchen, dann wäre der Durst vorbei. Dora weiß es ganz sicher.

Vorsichtig streckt sie die Hand aus und nimmt einen Apfel vom Tisch. Es ist ein ganz großer. Sie beißt rasch einmal hinein und legt ihn wieder hin. Aber was für eine große weiße Stelle leuchtet jetzt in all dem Rot. Sie muß den Apfel schön auf die weiße Stelle legen, sonst sieht man es sofort.

Fein schmeckt das, sie möchte am liebsten noch ein Stückchen.

Ja, noch einen Bissen, aber nicht vom gleichen Apfel, sonst wird der weiße Flecken noch größer. Schau, dieser da ist auch schön. Geschwind versuchen — hm, fein!

Dort hinten liegt auch ein schöner Apfel . . .

Als Dorchen endlich aus der Küche verschwindet, haben zehn Äpfel eine weiße Stelle. Zehn große Bissen hat Dorchen genommen.

Nein, niemand kann es sehen. Die weißen Stellen sind alle schön versteckt.

Und Dorchen steht wieder still vor dem Fenster im Eßzimmer. Das Vögelchen ist fort, nur der Schnee ist noch da. Immer noch fallen viele hundert kleine Schneeflöckchen vom Himmel herunter.

Auf der Straße hört man viele, viele Schritte. Die Kinder kommen wieder zurück.

Sie winken Dorchen zu. Und dann kommen sie durchgefroren und lustig herein. Sie haben so viel zu erzählen. Sie glauben, daß Dorchen all ihre Geschichten vom Schnee und vom Schlitten schön findet. Aber Dora hört nicht einmal zu. Sie muß immerfort an die Äpfel denken.

Jetzt geht die Tür auf, und Fräulein Meier erscheint. Dora bekommt ganz heiße Backen. Doch nein, das Fräulein weiß sicher noch nichts von den Äpfeln. Sie lacht ihr zu und sagt: „Jetzt hast du doch allein spielen müssen! Der Kohlenmann war da, und da mußte ich mit ihm in den Keller.“

Dora schaut schnell wieder zum Fenster hinaus. Das Fräulein darf nicht sehen, wie rot sie geworden ist.

Und auf einmal fängt sie mit den andern Kindern ein wildes Spiel an. Jetzt muß sie nicht mehr an die Äpfel denken.

Es ist Abend. Schwester Lina bringt die Kinder zu Bett. Im großen Schlafzimmer stehen acht Bettchen. Im ersten Bett liegt Dora. Sie ist heute als erste mit dem Ausziehen fertig. Sie hat einen Löffel Hustensirup bekommen und wartet jetzt auf die Geschichte, die Schwester Lina versprochen hat.

„Hab ich euch eine Geschichte versprochen?“ fragt Schwester Lina.

„Ja, ja“, rufen die Kinder, „Sie wollten uns etwas vom Weihnachtsfest erzählen.“

„Ja, das stimmt! Nun, schnell unter die Decke, dann kann ich anfangen.“

Schwester Lina setzt sich auf einen Stuhl mitten zwischen die Betten.

„Also hört zu“, sagt sie, „heute will ich euch erzählen, warum der Herr Jesus auf die Erde gekommen ist.

Weil die Menschen, groß und klein, so schlecht waren. In unseren Herzen denken wir so oft schlechte, sündige Dinge. Und manchmal macht unser Mund auch mit. Der sagt dann lauter böse Worte. Und manchmal machen unsere Hände auch mit. Und dann machen sie alles falsch und schlecht.“

Dora erschrickt, wieder wird sie rot. Hände, die etwas Schlechtes tun, ja, solche Hände hat sie auch.

Heute mittag, o nein, Schwester Lina weiß es nicht. Heute mittag — mit den Äpfeln — da taten ihre Hände und ihr Mund etwas Böses. Ja, und ihr Herz auch, denn es wußte gut, daß die Äpfel nicht ihr gehörten.

Schwester Lina erzählt weiter. Sie merkt nicht, daß Dora nicht mehr

zuhört. Sie muß immer an den Herrn Jesus denken, der weiß, was sie getan hat. Sie möchte sich am liebsten unter der Decke verkriechen. Und vorhin, beim Beten, hat sie gar nicht mehr an das Schlimme gedacht, das sie getan hat.

Schau, Schwester Lina fängt an, die Kinder schön zuzudecken. Sie bekommen alle einen Gutenachtkuß.

Auf einmal weiß Dora, was sie tun muß. Sie wird der Schwester sagen, was sie getan hat. Und sagen, daß es ihr leid tut.

Als Schwester Lina zu ihr kommt, legt Dora ihr die Ärmchen um den Hals.

„Im Gang will ich etwas sagen“, schluchzt sie leise.

„Komm schnell hinaus.“

Und draußen, auf dem dunklen Gang hat Dorchen keine Angst mehr. Alles erzählt sie Schwester Lina. Die Schwester hört still zu.

Sie schimpft nicht einmal, als Dorchen mit ihrem Bekenntnis fertig ist. Kein bißchen. Sie nimmt Dorchens Händchen in ihre Hände und sagt leise: „Jetzt beten wir zusammen zum Herrn Jesus, damit er dir vergibt und dir hilft, von jetzt an immer ehrlich zu sein.“

Leise erklingen zwei Stimmen im dunklen Gang. Dora hat jetzt keine Angst mehr. Wie herrlich, daß der Herr Jesus immer alles wiedergutmacht.

Jetzt kann sie wieder ruhig schlafen. Und sie kann sich auch freuen, daß Weihnachten kommt, denn sie weiß, daß der Herr Jesus sie trotz allem liebhat.

Die merkwürdigen Äpfel mit den weißen Flecken bekommt Dorchen gar nicht mehr zu sehen. Schwester Lina hat sicher zehn neue gekauft. Niemand weiß etwas von den merkwürdigen Äpfeln.

Nur der Herr Jesus und Schwester Lina und Dorchen.

Erich geht auf Besuch

Es ist kalt draußen.

Der Wind bläst so fest er kann. Und wenn man keinen warmen Mantel anhat, bläst er einem durch Mark und Bein.

Auf der breiten Landstraße geht der kleine Erich. Ganz allein. Die Händchen hat er tief in die Hosentaschen gesteckt, und um den Hals hat er einen roten Wollschal gewickelt.

Huuu, was für ein kalter Wind!

Zwischen den Häusern ist es nicht so schlimm, aber hier — außerhalb des Dorfes!

Und die Tasche ist so schwer. Was hat Mutter bloß alles hineingetan? Sicher lauter gute Sachen für Großmutter. Schade, daß Mutter nicht mitkommen konnte. Gestern war sie doch noch ganz gesund.

Gestern hatte Mutter gesagt: „Hör mal, Erich, weißt du, was wir machen? Wir gehen morgen zusammen zur Großmutter und bringen ihr etwas Gutes, weil bald Weihnachten ist. Hin gehen wir zu Fuß, und heimzu nehmen wir den Autobus.“

Mutter backte und kochte den ganzen Tag. Erich durfte nicht in die Küche. Ruth auch nicht. Und die kleine Gretl schon gar nicht. Sogar Vater nicht. Aber er tat es doch und stibitzte schnell ein Plätzchen aus dem Ofen.

Erich muß jetzt noch darüber lachen.

Mutter jagte Vater schnell aus der Küche. Aber sie gab ihm doch etwas Backwerk mit für die Kinder.

Vielleicht hat es in der Tasche auch Backwerk.

Und heute morgen hatte Mutter auf einmal solche Kopfschmerzen! Sie konnte fast nicht arbeiten. Und zur Großmutter, nein, das konnte sie natürlich auch nicht.

Jetzt muß Erich allein zur Großmutter. Wenn nur die Tasche nicht so schwer wäre! Großmutter wird sicher Freude haben an all den leckeren Sachen.

Da hört Erich weit hinten einen Wagen über die Straße rattern. Er schaut sich um.

Ja, da kommt der Milchmann. Der friert sicher auch. Er sitzt so in dem kalten Wind, dort oben auf dem Kutschbock.

Der Milchmann sieht den kleinen Erich auch.

Er denkt: Wohin will wohl der kleine Erich bei dieser Kälte?

„Hüh, Pferd, bleib stehen! Guten Tag, Erich, wohin willst du?“

„Zur Großmutter, ich bringe ihr eine Tasche voll mit Leckereien.“

„Willst du mitfahren?“

Meint der Milchmann es im Ernst oder sagt er es nur so daher? Ja, er meint es wirklich so. Er rutscht schon ein bißchen zur Seite. Und Erich will.

Schnell klettert er auf den Bock.

Der Milchmann muß ein bißchen nachhelfen, die Tasche ist ja so schwer!

Schade, daß Mutter jetzt nicht mit ist. Sonst könnten sie gut zusammen fahren. Erich vergißt ganz, daß es so kalt ist.

Er kuschelt sich behaglich neben den Milchmann und erzählt ihm von Mutters Kopfschmerzen.

„Und zurück darf ich mit dem Autobus. Schau nur, Milchmann, hier habe ich vier Zehnpfennigstücke.“

Aber mit dem Milchwagen geht es auch schnell.

Erich sieht schon das Häuschen, in dem Großmutter wohnt. Der Milchmann fährt daran vorbei. Er kann Erich vor der Haustür aussteigen lassen. Ist das nicht vornehm?

„Hier Milchmann, hier muß ich hin. Das ist Großmutters Haus.“

„Hüh, halt Brauner!“

„Auf Wiedersehen und danke schön, Milchmann.“

Der Milchmann läßt die Peitsche knallen und fährt wieder weiter. Das Pferd steht nicht gern still bei dieser Kälte.

Großmutter macht schon die Tür auf.



„Komm schnell herein, Erich. Ich hab dich schon kommen sehen. Bist du allein?“

„Mutter hat Kopfschmerzen. Da bin ich allein gekommen. Und zurück darf ich mit dem Autobus.“

Großmutter schüttelt den Kopf.

„Wie schade, daß Mutter gerade vor Weihnachten krank werden muß. Wenn es nur nicht schlimmer wird.“

Erich nickt.

Er sitzt schon auf seinem Lieblingsplatz. Auf dem kleinen Stuhl neben dem Ofen. Von dort aus kann man die schöne Teekanne sehen, die auf dem Tisch steht. Und auch die Uhr mit den Figürchen.

Wenn die Uhr „tick“ sagt, nicken die Figürchen mit dem Kopf. Die Uhr ist schon sehr alt, vielleicht noch älter als Großmutter.

„Du bist schon ein großer Junge“, sagt Großmutter, „daß du ganz allein gekommen bist. Und was hast du in der großen Tasche?“

Jetzt hat Erich doch die Tasche ganz vergessen! Er hat sie einfach in eine Ecke gestellt. Wie dumm! Er holt sie schnell herbei. „Schau, Großmutter, das ist alles für dich. Weil es bald Weihnachten ist.“

Großmutter schlägt die Hände zusammen.

„Für mich? All diese vielen Päckchen?“

Zuerst muß Großmutter das größte Päckchen auspacken.

Ein Rosinenkuchen kommt zum Vorschein.

„Das ist ein Christstollen“, sagt Großmutter.

Dann packt Großmutter einen großen Lebkuchen aus. Und im dritten Päckchen eine Büchse mit Backwerk.

„Junge, Junge, wie verwöhnt mich deine Mammi. Sag ihr, wie sehr ich mich über alles freue. Nicht vergessen, verstanden?“

„Nein, Großmutter.“

Erich pult vorsichtig an einer großen Rosine herum.

„Schau, Großmutter, die guckt so heraus. Darf ich sie haben?“

Großmutter lacht.

„Ja, und dann bekommst du noch ein Stück Christstollen dazu, weil morgen Weihnachten ist.“

„Was für ein Fest feiern wir eigentlich an Weihnachten, Großmutter?“

Großmutter legt das Messer wieder auf den Tisch. Sie erschrickt richtig.

„Aber Junge, du weißt doch, warum wir Weihnachten feiern . . . ? Weil wir alle froh sind, daß der Herr Jesus auf die Erde gekommen ist.“

„Ja Großmutter, das weiß ich, das hat Vater uns erzählt. Es steht auch in der Bibel.“

Großmutter nickt.

„Siehst du, du weißt es ja. Großmutter hat auch eine Bibel.“

Vorsichtig holt Großmutter die Bibel und legt sie auf den Tisch.

„Schau, Erich, hier steht alles vom Herrn Jesus drin. Man kann Weihnachten wohl ohne gute Sachen feiern, aber niemals ohne dieses Buch.“

„Aber jetzt hast du alles, nicht Großmutter? Jetzt hast du das Buch vom Herrn Jesus und auch die guten Sachen.“

Großmutter nickt mit frohen Augen.

Sie fährt Erich mit der Hand über den Kopf.

„Ja, Junge, so ist es. Jetzt hat Großmutter alles.“

Da sieht sie auf einmal, daß es schon dunkel wird.

„Aber jetzt geschwind nach Haus mit dir, Erich.“

Großmutter wickelt ihm wieder den Schal um den Hals.

„Auf Wiedersehen, Erich!“

Und schon rennt Erich fort.

In der Hand hält er die Zehnpfennigstücke. Und morgen, morgen ist Weihnachten. Und dann ist Mutter vielleicht wieder gesund.

Herrlich wäre das!

Auf der großen Heide

Über die große Heide schlängelte sich ein schmaler Weg.
Am Ende des Weges stand ein kleines, altes Haus.
Hinter dem Haus stand ein kleiner, hölzerner Stall.
In dem Stall wohnten zwei kleine Kaninchen.
Und in dem alten Häuschen wohnte ein kleiner Junge. Ihm gehörten die Kaninchen.

Die Kaninchen waren beide grau. Aber das eine hatte ein weißes Fleckchen auf der Nase. Und das andere hatte ein schwarzes Pünktchen am Schwanz. Sie hatten Näschen, die immer schnüffelten. Und scharfe Zähnnchen, die immer nagen wollten.

Der kleine Junge hieß Peter. Er hatte einen flachshellen Schopf, der immer aufrecht in die Höhe stand, und blaue Augen, die immer lachten. Er konnte furchtbar schnell rennen auf der großen Heide und war alle Tage fröhlich.

Morgens ganz früh ging er von zu Hause weg. Dann stapfte er den schmalen gewundenen Weg entlang zur Schule. Er trug eine blecherne Brotkapsel an einem Band auf dem Rücken. Darin steckten seine Butterbrote. Drei dicke Butterbrote mit Speck. Mmm! Denn die Schule war ganz weit weg im Dorf. Peter konnte über Mittag nicht zum Essen nach Hause kommen.

Erst am Abend kam Peter wieder zurück. Dann war seine Kapsel leer. Darum sammelte er schöne Steinchen darin. Oder Heidelbeeren, aus denen seine Mutter Marmelade kochte. Oder eine Eidechse, die er zu Hause in ein Einmachglas steckte. Und dann und wann tat er Futter für seine Kaninchen hinein: Klee oder Disteln oder Gras. Aber das geschah nicht oft.

Und sonntags ging Peter auch den schmalen gewundenen Weg

entlang. Mit dem Vater und der Mutter. Dann ging er nicht so früh fort. Dann baumelte auch keine blecherne Brotkapsel auf seinem Rücken. Dann durfte Peter Mutters großes Gesangbuch mit den silbernen Schließchen tragen. Denn am Sonntag gingen sie zusammen in die Kirche. Und die Kirchenglocke sang in der Ferne: Bromm=komm! . . . Bromm=komm! . . .

Das Lied der Kirchenglocke konnte man überall auf der großen Heide hören.

Und für Peter und seine Eltern sang sie nie vergeblich.

Oh, Peter war ein lieber, fröhlicher Junge. Er hatte eigentlich nur einen großen Fehler. Er dachte immer nur an sein Vergnügen. Und darum vergaß er oft, seinen Kaninchen Futter zu geben.

Seine Mutter fragte bisweilen: „Peter, hast du für die Kaninchen gesorgt?“

Dann antwortete Peter: „Nein, Mutter, aber ich will es sofort tun.“ Und er vergaß es doch.

Und sein Vater sagte manchmal: „Sag, Peter, du denkst doch an deine Kaninchen?“

Dann sagte Peter: „Natürlich, Vater, ich will gleich noch ein wenig Gras pflücken.“

Aber Peter tat es nicht. Gras pflücken war so langweilig, und es dauerte so lang. Und es gab immer so viel lustige Dinge, die Peter noch unternehmen wollte . . . Peter hatte eigentlich viel zuviel vor, um für die Kaninchen zu sorgen.

Der Vater und die Mutter schauten zuweilen nach den Tierchen. Aber der Vater war den ganzen Tag fort. Er mußte die große Heide umgraben. Und es war fast immer dunkel, wenn er nach Hause kam.

Und die Mutter hatte auch den ganzen Tag zu tun. Sie mußte kochen und putzen und den Garten jäten. Und sie arbeitete auch oft noch bei den Bauern im Dorf.

Und so litten die armen Kaninchen oft Hunger. Sie wuchsen nicht recht. Sie blieben klein und mager.

Und das war Peters Schuld.
Denn ihm gehörten die Kaninchen.

Aber einmal, an einem Abend, geschah etwas . . .

Die Kaninchen hatten zwei Tage lang kein Futter gehabt. Zwei Tage und zwei Nächte hindurch hatten sie umsonst gewartet. Wenn sie Schritte hörten, sprangen sie am Stallgitter hoch. Wenn sie Peter auf der Heide pfeifen oder rufen hörten, trommelten sie mit den Beinchen wild auf den Boden. Sie hatten einen rasenden Hunger.

Aber die Schritte gingen immer vorbei; Peter kam nie zum Stall. Und die Kaninchen warteten und warteten . . . Der Hunger brannte in ihren Bäuchlein. Und das wurde mit jeder Stunde schlimmer.

Aber ihre Zähnchen mußten doch etwas zu nagen haben. Und darum nagten sie am Stall. Sie fraßen ihr hölzernes Häuschen langsam auf. Das half auch nicht sehr gegen den Hunger.

Der Stall war nicht stark. Er war aus alten, dünnen Brettern gemacht. Die Kaninchen nagten durch sie hindurch.

In einem Brett erschien ein Loch.

Das wurde immer größer . . .

Zuerst konnte ein Näschen hindurch . . .

Dann konnte ein Köpfchen hindurch . . .

Und eines Abends konnte ein ganzes Kaninchen hindurch!

Es war schon sehr kalt. Es war bereits Dezember. Der Wind raste über die große Heide. Das alte Häuschen stöhnte und krachte. Die Wolken flüchteten am Himmel entlang wie eine Herde erschreckter Schafe. Es war schon spät abends. Peter schlief bereits. Der Vater und die Mutter schliefen auch. Und zwischen den Wolken hindurch lachte der Mond.

Da sprangen die Kaninchen hintereinander durch das Loch.

Sie hoppelten hintereinander um das Häuschen.

Sie hoppelten fort, ganz weit fort durch die dunkle Nacht, durch den Sturm . . .

Den schmalen Weg entlang über die große Heide.

Sie wußten nicht, wohin sie kommen würden. Sie hoppelten einfach drauflos. Und sie fraßen drauflos. Sie knabberten an den harten, vertrockneten Zweigen der Heidesträucher. Die schmeckten ihnen recht gut. Und sie fraßen die dünnen Blättchen von den krummen Bäumen, die sich im Wind alle auf eine Seite legten. Da und dort fanden sie noch etwas zähes, gelbes Gras. Das schmeckte ihnen am besten von allem.

Sie hoppelten und fraßen die ganze Nacht. Sie schlugen einen Seitenweg ein und wieder einen Seitenweg. Und als der Morgen anbrach, waren sie am Rand der Heide angelangt. Dort, wo die kleinen Tannenbäume wachsen. Da waren ihre Bäuchlein dick und rund.

Das kam von all dem Knabbern.

Und ihre Beinchen waren todmüde.

Das kam vom vielen Hoppeln.

Am Rand der Heide, zwischen den Tannenbäumen, stand eine Hütte. Sie war noch kleiner und noch älter als das Häuschen, in dem Peter wohnte.

Eigentlich war es nicht einmal eine Hütte. Eigentlich war es ein Stall, ein alter, hölzerner Schafstall, der schon lange nicht mehr benutzt wurde. Breite Spalten klafften in den alten Holzwänden. Und große Löcher im Strohdach. Und die kleine Tür hing ganz schief.

Aber eines Tages, vor noch nicht so langer Zeit, war ein Mann gekommen. Er hatte die Spalte mit Lappen zugestopft. Er hatte große Torfstücke auf die Löcher im Dach gelegt. Er hatte die schiefe Tür wieder festgenagelt. Und dann war der Mann in den alten Schafstall eingezogen.

Aber das wußte niemand. Und niemand wußte, daß in dem Stall bei dem Mann auch ein kleiner Junge wohnte.

Der Junge hieß Paul. Er hatte auch flachshelle Haare und blaue Augen. Aber er konnte nicht schnell rennen auf der großen Heide. Denn er hatte ein krankes Bein.

Paul hatte keine Kaninchen. Er hatte gar nichts. Sein Vater war Besenbinder. Die Besen machte er aus dünnen Birkenzweigen. Und

wenn er wieder ein paar fertig hatte, lud er sie auf ein Wägelchen. Dann ging er in die Dörfer, um sie zu verkaufen.

Er verdiente nicht viel. Er war so arm, daß er nicht einmal in einem gewöhnlichen Häuschen wohnen konnte.

Aber er hatte seinen kleinen Jungen sehr, sehr lieb, und er arbeitete soviel er konnte. Und Paul hatte seinen Vater sehr lieb. Zuweilen versuchte er auch, einen Besen zu machen.

Und eines Morgens, als der Vater wieder mit dem Wägelchen fort war, ging Paul auf die Heide. Um nachzusehen, wo die schönsten Birkenzweige wuchsen. Dann brauchte der Vater keine zu suchen.

Es hatte furchtbar gestürmt in der Nacht. Viele junge Bäumchen waren geknickt. Auch jetzt blies der Wind noch so kräftig, daß Paul fast nicht vorwärtskommen konnte. Alle paar Schritte mußte er auf einem Erdhügel ausruhen.

Da entdeckte er die Kaninchen. Sie lagen nahe beieinander in einer Mulde, halb versteckt unter einem Heidestrauch. Sie erwachten, als sie seine Schritte hörten. Aber sie konnten nicht mehr fortspringen. So müde waren sie und so dick.

Paul war noch nie so froh gewesen. Er setzte sich in die Heide und streichelte die Tierchen. Dann nahm er sie mit nach Hause. In dem Hüttchen stand ein alter Korb. Darin bettete er sie ganz vorsichtig. Er holte ihnen Futter, ganze Hosentaschen voll. Das allerzarteste Grünzeug, das er finden konnte.

Und dann wartete er ungeduldig auf seinen Vater.

In dem Hüttchen am Rand der Heide wurde es ein glücklicher Tag. Aber in dem Häuschen mitten auf der Heide wurde es ein trauriger Tag. Dort dachte Peter endlich mal an seine Kaninchen. Doch als er sie füttern wollte, merkte er, daß sie davongelaufen waren.

Der Vater schalt. Und die Mutter schimpfte. Und beide waren traurig. Denn jetzt merkten sie erst, daß die Tierchen Hunger gelitten hatten.

Peter weinte. Denn nun tat es ihm leid, daß er so schlecht für sie gesorgt hatte.



Er suchte überall. Den ganzen Tag und dann noch am nächsten Tag.
Aber am dritten Tag suchte er nur noch ein wenig.
Dann vergaß er die Kaninchen.
Der fröhliche Peter konnte nicht so lange traurig sein.
Jetzt stand hinter dem alten Häuschen auf der großen Heide ein
kleiner, alter Stall mit einem Loch. Und der Käfig war leer.
Aber das wußte Paul nicht.
Und in dem alten Hüttchen am Rand der Heide stand ein alter Korb.
Darin lagen zwei Kaninchen.
Aber das konnte Peter nicht wissen.

Das Weihnachtsfest auf der Heide

Ein paar Wochen gingen ins Land. Dann zog der Winter auf der großen Heide ein.

Die ganze Heide lag tief unter dem Schnee. Der schmale gewundene Weg war nicht mehr zu finden. Und mitten auf der weiten weißen Welt stand das kleine, weiße Häuschen. Und am Rand schliefen die kleinen Tannen. Und in der Ferne ragte der kleine Kirchturm. Und sie hatten alle dicke, weiße Mützen auf. Aber wenn man den Kirchturm sehen wollte, mußte man zuerst ein Loch in die Eisblumen am Fenster kratzen.

Jetzt konnte der Vater nicht mehr die Heide umgraben. Jetzt ging er das Korn dreschen bei den Bauern im Dorf. Und bisweilen sägte er Holz beim Förster.

Peter hatte seine Kaninchen längst vergessen. Peter dachte nur an schöne Dinge.

Er hatte sich einen Schlitten gemacht aus einer alten Kiste und zwei alten Brettern. Damit fuhr er wie der Blitz die Hügel hinunter. Das war schön.

Und in ein paar Tagen war es schon Weihnachten. Dann durfte er mit dem Vater im Wald einen Christbaum holen, und er durfte ihn mit der Mutter zusammen schmücken. Das war auch schön. Und dann bekam er heiße Schokolade und dicke Weihnachtskuchen aus Weizenmehl. Und wenn alle Kerzen brannten, erzählte die Mutter von dem Kind in der Krippe. Und dann sangen sie zusammen die alten Weihnachtslieder.

Siehst du, das waren lauter schöne Dinge! Nein, an seine Kaninchen dachte Paul nicht mehr.

Wenn er mit einer dicken Mütze und einem dicken Halstuch und dicken Handschuhen zur Schule ging, dann nahm er immer seinen Schlitten mit.

Und wenn er mit seinem Schlitten durch die große weiße Welt zu dem kleinen Haus zurückstapfte, dann sang er alle Weihnachtslieder, die er in der Schule gelernt hatte. Und wenn er nachts im Bett lag, warm zugedeckt unter der Decke und mit einem großen Stein am Fußende, den die Mutter im Ofen gewärmt hatte, dann träumte Peter nur von zwei schönen Dingen: von Weihnachten und von seinem Schlitten.

Eines Tages, kurz vor Weihnachten, sagte der Vater: „So, Peter, heute mittag darfst du im Wald ein Christbäumchen holen. Ich habe den Förster gefragt. Ich muß wieder zum Holzsägen. Du kannst diesmal allein gehen!“

„Gut, Vater“, antwortete Peter.

Und die Mutter sagte: „Ich gehe heute ins Dorf. Ich muß beim Doktor putzen. Dann bringe ich gleich die Kerzen mit. Und noch mehr für den Christbaum. Und auch den Zucker für die Weihnachtskuchen.“

„Fein, Mutter!“ jauchzte Peter.

Und am Nachmittag, als der Vater zu seinem Bauern gegangen war und die Mutter ins Dorf, machte Peter sich allein auf den Weg. Mit dem Schlitten und einem kleinen Beil. Zum Waldrand, wo die Christbäumchen wuchsen. Wo auch irgendwo ein alter Schafstall stand mit einem schiefen Türchen und mit breiten Ritzen in den Holzwänden.

Es war bitterkalt. Aber das machte nichts. Denn Peter hatte warme Kleider und warme Schuhe an. Und ein warmes Herz.

Es war ein langer Weg über die Heide. Aber das machte ihm nichts aus. Denn es gab so viel Schönes, woran Peter denken konnte. Und es gab so viel Hügel, die Peter hinunterschlitteln konnte.

Bevor er es merkte, stand Peter am Rand der Heide. Er mußte lange suchen, bis er das schönste Bäumchen gefunden hatte. Und es dauerte auch lange, bis er es mit seinem kleinen, stumpfen Beil gefällt hatte. Dann lud er es auf seinen Schlitten, band es mit einem

Stück Schnur fest und setzte sich auf den Schlittenrand, um ein wenig auszuruhen.

Da sah Peter erst, wie schön es hier war. Die Tannen und die Birken bewegten sich nicht. Auf jedem Zweiglein lag Schnee, und der funkelte und strahlte in der Sonne. Es war so still, so regungslos still in dem weißen Zauberland, als wartete alles auf etwas Schönes, das bald geschehen würde.

Peter mußte eigentlich nach Hause zurück, aber er ging noch nicht. Er zog den Schlitten hinter sich her und stapfte am Heiderand zwischen all den wartenden Christbäumchen hindurch. Da stand er auf einmal vor dem alten Stall.

Er setzte sich wieder auf den Schlitten. Er dachte: Hier ist der Stall. Wenn jetzt darin auf einmal der Herr Jesus in seiner Krippe läge? . . . Ginge ich dann zu ihm? . . . Ja bestimmt, ich ginge zu ihm. Ich würde ganz vorsichtig durch die schiefe Tür gucken. Und vielleicht würde Maria mich dann sehen oder Joseph. Und dann würden sie sagen: „Komm nur herein, Peter.“ Nun, das würde ich. Dann ginge ich zur Krippe wie die Hirten. Aber was sollte ich dann dem Herrn Jesus schenken? Ich habe nichts bei mir . . .

Peter suchte in den Taschen. Ja doch, er hatte etwas. Er hatte eine dicke Murmel aus Glas mit allerlei schönen Farben darin. Würde der Herr Jesus sie wohl haben wollen?

Peter schaute die Murmel an und er blickte zum Stall hin, und auf einmal fing er an zu singen, ganz leise und ehrfürchtig:

Jesulein, schön's Kindelein
bist so gar verlassen!
Liegst im kalten Krippelein
schier auf freier Straßen.

Jesulein, schön's Kindelein,
soll dich denn nicht frieren?
Liegst im kalten Krippelein
zwischen zweien Tieren.

Da zwischen Ochs und Eselein
liegst du im schlechten Stalle;
o kommt, o kommt, ihr Vögelein!
Laßt eure Stimm erschallen.

Die Nachtigall kommt auch herbei,
läßt ihre Stimm erschallen,
sie setzt sich auf das Krippelein
und singt dem lieben Kindelein.

Da hatte Peter einen so schönen Gedanken, daß er Herzklopfen bekam. Ja, das würde er . . . Wenn hier im Stall jetzt der Herr Jesus liegen würde, he? . . . Dann würde er sagen: „Lieber Herr Jesus, willst du nicht mit mir kommen zu unserem Häuschen mitten auf der Heide? Dort gibt es noch Platz für dich. Du darfst in meinem Bett schlafen, dann schlafe ich im Heu auf dem Dachboden. Und für Joseph und Maria haben wir auch noch Platz. Kommt nur ruhig zu uns . . .“ Und wenn sie das dann tun würden, he? Wie herrlich wäre das! Peter mußte ganz laut singen vor Glück, als er daran dachte. Er sang:

Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all,
zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall
und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
der Vater im Himmel für Freude uns macht.

O seht in der Krippe im nächtlichen Stall,
seht hier bei des Lichteins hellglänzendem Strahl
in reinlichen Windeln das himmlische Kind,
viel schöner und holder, als Engel es sind.

Doch was war das? . . . War da jemand im Stall? Horch, was dröhnte so . . .? Und auf einmal knarrte die alte Tür langsam auf. Peter erschrak furchtbar. Er blieb totenstill sitzen und schaute mit

großen, ängstlichen Augen . . . Da stand jemand! Mitten in der offenen Tür! Es war nicht Joseph! Es war ein Junge. Aber was für ein merkwürdiger Junge! Er trug eine viel zu große Mütze. Und einen viel zu langen Mantel. Wer war das nur?

Peter schaute den Jungen an, und der Junge schaute Peter an. Es war ganz still auf der weißen Welt.

Da fragte Peter: „Wer bist du?“

„Paul“, sagte der Junge.

„Und was tust du hier?“

„Ich wohne hier.“

„Hier im Stall?“

„Ja, und mein Vater auch. Aber noch nicht lang. Früher wohnten wir in einem Haus in einem Dorf. Aber jetzt wohnen wir hier. Mein Vater ist fortgegangen mit dem Wägelchen, um Besen zu verkaufen.“

Es war ein Weilchen still.

Dann fragte Peter wieder: „Warum hast du so einen langen Mantel an?“

„Weil es kalt ist“, sagte der Junge. „Er gehört meinem Vater.“

„Und warum trägst du so eine große Mütze?“

„Die gehört auch meinem Vater. Ich habe keine Mütze.“

„Und warum stehst du so krumm da?“

„Weil ich nicht gut gehen kann. Ich habe ein krankes Bein.“

Peter wurde ganz verlegen. Er getraute sich nicht, mehr zu fragen.

Aber jetzt fragte Paul: „Wie heißt du denn?“

„Peter“, sagte Peter.

„Und was machst du mit dem Tannenbaum?“

„Das ist ein Christbäumchen.“

„Stimmt nicht, es ist ein Tannenbaum.“

„Aber es wird ein Christbäumchen“, sagte Peter. „Wir stellen ihn in der Stube auf und stecken Kerzen daran. Und dann bekommen wir heiße Schokolade und dicke Weihnachtskuchen aus Weizenmehl.“

„Hat bei euch jemand Geburtstag?“ fragte Paul.

„Geburtstag?“ . . . Peter machte ein ganz verwundertes Gesicht.
„Aber nein. Morgen ist doch Weihnachten, weil der Herr Jesus geboren ist! Im Stall ist er geboren, das weißt du doch? . . . Nein, nicht hier! . . . In Bethlehem, das ist . . ., ja, ich weiß auch nicht, wo das ist. Aber er ist geboren in einem Stall. Und er war so arm. Noch ärmer als du! Seine Mutter hatte nicht einmal Kleider für ihn. Da wickelte sie ihn in Tücher . . .“

„Den Herrn Jesus?“ fragte der Junge erstaunt. „Wer ist denn das?“ Peter wurde verlegen. Wußte der Junge wirklich nicht, wer der Herr Jesus war?

„Der Herr Jesus ist Gottes Sohn“, sagte Peter leise.

„Und wer ist das . . . Gott?“ fragte der Junge.

Da wurde Peter noch verlegener. Der Junge wußte nichts! Er hatte noch nie etwas von Gott gehört! Peter konnte sich einfach nicht vorstellen, daß es solche Jungen gab.

„Gott wohnt im Himmel“, sagte er. „Und er hat alles gemacht, die Heide und die Bäume und den Schnee, alles . . . Ja, und jetzt gehe ich nach Hause . . .“

Er stand auf.

„Ich gehe“, sagte er noch mal. Und dann fuhr er mit der Hand in die Hosentasche . . .

„Hier“, sagte er, „das ist für dich.“ Und er gab dem Jungen seine schöne, gläserne Murmel. Einfach so. Um ihn loszuwerden. Und damit der Junge ihn nicht mehr fragte.

Er stapfte schnell mit seinem Schlitten davon.

Aber als er ein Stück weit fort war, da hörte er etwas.

„Peter! Pe . . . ter!“ rief es hinter ihm.

„Ja, was ist?“ fragte Peter ungeduldig.

„Peter, komm zurück! Ich habe etwas! Ich habe etwas Schönes! Willst du es sehen?“

„Was denn?“

„Komm nur . . .“

Peter stapfte langsam zurück.

Der Junge winkte ihm zu folgen.

Und Peter ging hinter ihm her in den Stall.

Drinnen war es schon fast dunkel. Und es war kalt. Peter guckte und spähte . . . Er sah einen Haufen Birkenzweige und einen Haufen Heidekraut . . . Einen kleinen, alten Ofen, der ein wenig brannte . . . Einen Haufen Stroh mit einer Decke und ein paar Säcken darauf . . . Einen Tisch und zwei alte Stühle . . . Und ganz hinten im Stall sah er einen alten Korb.

Davor blieb Paul stehen.

„Schau mal“, sagte er. „Ist das nicht schön?“

Peter beugte sich auch über den Korb. Es war so dunkel, daß er zuerst nichts sah. Bewegte sich da nicht etwas . . . ? Schnupperte etwas an seinen Händen? Was war das . . . ? Kaninchen . . . ?

„Schön, nicht wahr?“ sagte Paul. „Ich habe keinen Stall. Und auch keine Kiste.“

Peter beugte sich noch tiefer über den Korb. Er nahm die Kaninchen, eins nach dem andern, in die Hände.

Da wurden seine Augen groß vor Verwunderung. Er rief: „Die gehören mir, du! Sie sind mir davongelaufen! Schau nur, das eine hat ein weißes Fleckchen auf der Nase . . . Und das andere, laß mal sehen . . . Geh doch mal weg . . . ! Ja, siehst du, das hat ein schwarzes Pünktchen am Schwanz! Jawohl, das sind meine Kaninchen. Und ich will sie wiederhaben!“

Paul erschrak furchtbar. Er hielt seine Hände über den Korb und rief: „Nein, das geht nicht! Ich habe sie ehrlich auf der Heide gefunden, und das ist schon lange her. Damals waren sie ganz mager. Und jetzt werden sie schon so schön dick. Nein, sie gehören mir! Du bekommst sie nicht!“

Peter wurde böse. Er schrie: „Dann sage ich es meinem Vater, du! Und dann kommt mein Vater und holt sie!“

Paul wurde auch böse. Er rief: „Und dann sage ich es auch meinem Vater! Und dann jagt mein Vater deinen Vater fort!“

„Mein Vater ist stärker!“

„Nein!“

„Doch!“

„Nein!“

„Doch!“

„Nein!“

Da lief Peter wütend nach draußen. Er packte die Schlittenschnur und ging mit einem bösen roten Gesicht davon.

Aber als er nochmals zurückschaute, stand Paul in der Tür. Er streckte ihm die Zunge heraus und rief: „Du bekommst sie doch nicht, ätsch!“

„Doch!“

„Nein!“

„Doch!“

Peter streckte auch die Zunge heraus. Dann rannte er nach Hause. Ganz rasch. Der Schlitten tanzte hinter ihm her.

Und Paul ging wieder in den Stall.

Und dann warteten sie beide ganz ungeduldig auf ihre Väter.

Und am Abend, als es draußen schon dunkel war, kamen ihre Väter nach Hause. Sie waren beide furchtbar müde. Denn Peters Vater hatte einen großen Berg Holz gesägt. Und Pauls Vater war in drei Dörfern gewesen mit seinem Wägelchen. Aber sie wollten doch beide noch ihren Jungen zuhören.

Pauls Vater sagte: „Ja, Junge, wenn die Kaninchen dem andern Jungen gehören, dem Peter, dann mußt du sie ihm zurückgeben. Weißt du, was ich tu? Ich bring sie ihm heute abend noch zurück. Aber ich will ganz fleißig arbeiten. Dann kann ich dir vielleicht mit der Zeit auch ein Kaninchen kaufen. Nein, wir dürfen sie nicht behalten. Sie müssen sofort zurück. So gehört es sich, nur so ist es ehrlich.“

Paul weinte.

Und Peters Vater sagte: „So, du bist jetzt wütend? Willst du jetzt die Kaninchen gern wiederhaben? Nein, Junge, du hast sie fast verhungern lassen, und bei dem andern Jungen, dem Paul, haben sie es gewiß gut. Der sorgt bestimmt besser für sie als du. Weißt du was ich tu? Ich habe noch eine Kiste, die bringe ich Paul. Dann kann er daraus einen Käfig zimmern. Nein, ich hole die Kaninchen nicht

zurück. Der Junge hat schon so viel Kummer, wir müssen ihm nicht noch mehr Kummer machen. Wir müssen ihn mal ganz glücklich machen. So gehört es sich, nur so ist es gut.“

Peter weinte auch.

Aber Peters Kummer dauerte nicht lang. Denn nach dem Essen durfte er mit der Mutter den Christbaum schmücken.

Der Vater saß daneben in seinem großen Lehnstuhl. Er rauchte still eine Pfeife. Er schaute nur und hörte zu.

Peter erzählte alles, was er am Nachmittag erlebt hatte. Von der Wanderung über die Heide. Von der schönen weißen Zauberwelt. Und was er getan hätte, wenn in dem Stall der Herr Jesus zur Welt gekommen wäre.

Als Peter dies erzählte, blickten der Vater und die Mutter sich an. Aber Peter sah es nicht. Er erzählte schon wieder weiter, von Paul und wie er aussah, und wie kalt und ärmlich es in dem Stall war.

Da blickten der Vater und die Mutter sich wieder an. Doch Peter sah es wieder nicht.

Er fragte: „Dürfen die Kerzen jetzt schon ein wenig brennen, Mutter? Nur ganz kurz?“

Die Mutter hatte nichts dagegen. Peter durfte sie selbst anzünden. Die Eltern schauten zu und redeten miteinander. Aber davon hörte Peter auch nichts. Er war viel zu beschäftigt mit den Kerzen.

„Den Mann kenne ich“, sagte der Vater. „Es ist ein ordentlicher Mann, aber er verdient nicht viel mit seiner Arbeit.“

„Ich könnte ein Bett auf dem Dachboden herrichten“, sagte die Mutter.

„Ja, und der Junge könnte bei Peter schlafen“, meinte der Vater.

„Sollen wir es tun?“ fragte die Mutter.

„Gut“, entschied der Vater. „Der Heiland hat gesagt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ . . .“

„Vater, Mutter, schaut mal! Jetzt brennen sie alle!“ rief Peter.

„Peter, komm mal her zu mir“, sagte der Vater.

Als Peter kam, zog ihn der Vater fest an sich.

„Jetzt mußt du einmal gut aufpassen, Junge!“

„Ja, Vater.“

„Wie viele Weihnachtskuchen hast du letztes Jahr gegessen?“

„Oh, mindestens zehn!“ sagte Peter.

Der Vater sagte: „Dann bekommst du dieses Jahr nur fünf.“

Peter schaute finster drein.

„Und wieviel Schokolade hast du letztes Jahr getrunken?“

„Vier Tassen voll“, antwortete Peter.

Der Vater sagte: „Dann bekommst du dieses Jahr nur zwei.“

Peter schaute noch finsterer drein.

„Und wieviel Freude hast du letztes Jahr gehabt. Viel?“

„Ja, Vater, sehr viel“, sagte Peter.

Der Vater sagte: „Dann wirst du dieses Jahr doppelt soviel haben.“

Da lachte Peter wieder.

Aber was meinte der Vater nur?

Der Vater fuhr ernst fort: „Hör mal gut zu, mein Junge. Wir dürfen nicht nur an die eigene Freude denken. Wir müssen auch an die Freude der anderen denken. Vor allem zur Weihnacht. Denn der Herr Jesus dachte auch nicht an sich, nicht wahr? Er verließ seinen schönen Himmel und kam als ein kleines Kind auf die kalte, sündige Erde. Er wurde arm, um uns reich zu machen. Er starb, um uns das ewige Leben zu schenken. Verstehst du das?“

„Ja, Vater“, sagte Peter.

„Was hättest du heute nachmittag getan, wenn der Herr Jesus in dem Stall in der Krippe gelegen hätte?“

Peter schaute verwundert drein. Warum sollte er das noch einmal erzählen?

„Dann hätte ich ihn gefragt, ob er zu uns kommen möchte“, antwortete er.

„Richtig“, sagte der Vater. „Du bist also einverstanden, daß wir die Hälfte von deinen Weihnachtskuchen dem Herrn Jesus schenken?“

„Aber Vater, das geht doch nicht . . .“

„Doch, das geht. Bist du einverstanden?“

„Ja, Vater, aber . . .“

„Gut“, sagte der Vater. „Blas jetzt die Kerzen aus, sonst haben wir morgen keine mehr. Und wenn du morgen früh aufwachst, wirst du es bestimmt verstehen, mein Junge.“

Und am selben Abend noch machte sich Peters Vater auf den Weg. Mit einer Kiste auf dem starken Rücken. Mitten durch die weiße Welt stapfte er. Auf den Rand der Heide zu.

Und Pauls Vater machte sich auch auf den Weg. Mit zwei Kaninchen in den großen Händen. Er stapfte auch mitten durch die weiße Welt. Auf das kleine Haus zu, mitten auf der Heide.

Und genau mitten in der weißen Welt begegneten sie sich.

„Guten Abend“, sagte der eine. „Ich wollte gerade zu dir.“

„Guten Abend“, sagte der andere. „Ich wollte auch gerade zu dir kommen.“

„Ich wollte dir die Kaninchen zurückbringen.“

„Und ich wollte dir einen Stall bringen. Und sagen, daß du die Kaninchen behalten darfst.“

Da lachten die beiden.

„Dein Junge wird aber traurig sein“, sagte Pauls Vater.

„Und was ist mit deinem Jungen?“ fragte Peters Vater.

„Dann müssen wir sie zusammen teilen“, meinte der eine.

„Einverstanden“, sagte der andere.

„Aber ich habe noch etwas anderes mit dir zu besprechen“, sagte Peters Vater.

Dann redeten sie lange, die zwei großen Männer, dort mitten in der weißen Welt im Mondenschein. Im Reden gingen sie zu dem alten Stall am Rand der Heide zurück.

„Du bist ein guter Kerl“, sagte Pauls Vater. „Ich kann es dir nie vergelten.“

„Das ist auch nicht nötig“, sagte Peters Vater. „Hol jetzt nur deinen Jungen und komm mit.“

Und eine Weile später stapften sie wieder zusammen durch den Schnee, Peters Vater und Pauls Vater.

Der eine trug eine Holzkiste. Und in der Kiste saßen zwei Kaninchen.

Der andere trug einen kleinen Jungen. Der Junge hatte einen viel zu großen Mantel an. Und eine viel zu große Mütze auf. Und er saß auf dem Rücken seines Vaters wie ein Reiter auf seinem Pferd.

Und als Peter am nächsten Morgen erwachte . . . wer lag da neben ihm im Bett?

Peter dachte zuerst, er träume. Er rieb sich lange die Augen. Wer war das . . . ? War das Paul?

Er schüttelte den Jungen hin und her.

„Paul, Paul, wach auf, wach auf . . . ! Was tust du hier?“

„Schlafen“, sagte Paul. Und er öffnete die Augen einen kleinen Spalt weit.

„Wann bist du denn hierhergekommen?“

„Gestern abend“, antwortete Paul. „Dein Vater holte uns. Und mein Vater schläft auf dem Dachboden. O du, wie habe ich fein geschlafen! Wie fein warm ist es hier!“

Peter legte sich still hin und dachte nach. Was hatte der Vater gesagt . . . ? Willst du die Hälfte deiner Weihnachtskuchen dem Herrn Jesus geben? Wenn du morgen aufwachst, wirst du es verstehen.

Aber Peter verstand noch nicht viel davon.

„Peter“, sagte Paul, „du kannst die Kaninchen wiederhaben!“

Peter dachte daran, was der Vater gesagt hatte.

„Nein“, meinte er dann, „behalt sie nur.“

„Sollen wir sie dann teilen?“

„Einverstanden. Welches willst du haben?“

„Am liebsten das mit dem weißen Näschen.“

„Gut. Dann bekomme ich das andere mit dem schwarzen Schwänzchen, nicht wahr?“

„Ja, abgemacht!“

Und dann hatten sie sich noch so viel zu erzählen. Sie waren schon dicke Freunde.

An diesem Morgen redete der Vater mit Peter. In der Scheune, wo die beiden Kaninchen an einer großen Steckrübe knabberten. Weiß-



näschen und Schwarzwänzchen. Peters Kaninchen und Pauls Kaninchen.

Da verstand Peter auf einmal, was der Vater am vorigen Abend gemeint hatte. Da verstand er die Worte des Herrn Jesus: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ „Also“, sagte Peter, „dann ist jetzt eigentlich doch der Herr Jesus bei uns im Haus?“

„Ja, eigentlich schon“, sagte der Vater.

„O Vater“, flüsterte Peter, „was werden wir dann für ein herrliches Weihnachtsfest haben!“

Und an dem Abend . . .

Als alle Kerzen verlöscht waren und alle Weihnachtskuchen aus Weizenmehl aufgegessen . . . Als die Schokoladekanne ganz leer war . . . Da lagen sie wieder zusammen in ihrem großen Bett, Peter und Paul. Jeder mit einem großen warmen Stein an den Füßen. Und jeder warm zugedeckt. Das hatte die Mutter getan. Sie hatte Paul auch einen Gutenachtkuß gegeben. Genau so wie dem Peter. Als ob auch er ihr Kind wäre.

Da sagte Paul: „Ich habe noch nie, nie in meinem Leben so einen schönen Tag erlebt!“

Und Peter sagte: „Ja, und ich habe noch nie in meinem Leben so ein schönes Weihnachtsfest erlebt.“

Sie plauderten noch eine Weile zusammen.

Peter sagte: „O du, ich weiß etwas!“

„Was denn?“ fragte Paul.

„Unsere Kaninchen, he . . .? Die bekommen natürlich Junge, wenn sie groß sind.“

„Ja . . .“

„Vielleicht jedes zehn. Dann haben wir zweiundzwanzig . . .“

„Ja, und dann . . .?“

„Nun, die Jungen, die bekommen natürlich auch wieder Junge . . . Dann haben wir hundert.“

„Und dann tausend!“

„Und dann zehntausend! Die ganze Heide voll Kaninchen, du!“

„Ja, und dann . . .?“

„Dann verkaufen wir sie . . .“

„Und dann . . .?“

„Dann kaufen wir Schweine und Kühe und Pferde. Dann bekommen wir einen großen Bauernhof . . .!“

„Und dann?“

„Dann mußt du im Stall arbeiten, he? Das kannst du gut, auch wenn du ein krankes Bein hast. Und ich pflüge die ganze Heide um. Einverstanden?“

„O ja“, sagte Paul. „Und wenn es Weihnachten ist, schmücken wir auch einen Christbaum, he?“

„Ja, einen großen! Einen ganz großen! Und den stellen wir dann auf in unserem großen Bauernhaus. Und dann lassen wir alle Kinder aus der ganzen Welt zu dem Christbaum kommen . . .“

„Und dann mußt du vom Herrn Jesus erzählen“, sagte Paul. „Oder dein Vater, der kann es so schön . . .!“

„Ja, das wird dann fein!“

„Ja, du!“

Sie kniffen sich in die Arme vor Vergnügen.

Da sagte eine Stimme aus der Stube: „Jetzt aber schlafen, Kinder.“

„Ja, Mutter“, sagte Peter.

„Ja . . . Mutter“, sagte Paul.

Es klang ganz natürlich.

„Gute Nacht, Paul.“

„Gute Nacht, Peter.“

Da schiefen sie zusammen ein. Peter und Paul.

Zwei Freunde.

Zwei kleine Brüder auf der großen Heide.

Drei Brüder wünschen sich ein Schwesterlein

Peter, Michel und Frieder sitzen zu dritt auf ihrem Schaukelmotorrad. Es ist wie jedes richtige Schaukelpferd ganz aus Holz, aber es ist kein Pferd, sondern ein Motorrad. Der große Peter sitzt auf dem Sattel. Auch der Sattel ist aus Holz. Der kleine Frieder sitzt auf dem Tank vor dem Sattel. Auch der Tank ist aus Holz. Michel hat einen Notsitz über dem Hinterrad gefunden und hält sich an Peters Schulter fest.

Peter ist vier Jahre alt. Michel ist ein Jahr jünger. Und Frieder hat vor ein paar Wochen laufen gelernt. Er kann laufen und schreien. Sprechen kann er noch nicht. Seit Frieder laufen kann, ist es ein schlankes Bürschlein geworden. Er macht nämlich keine Pause. Nur wenn er auf dem Schaukelmotorrad sitzt, läuft er nicht. Anfangs hat ihn die Mutter in den Laufstall gesteckt. Aber die Brüder waren nicht im Laufstall. Deshalb hat Frieder laut geschrien. Da hat die Mutter den Laufstall weggestellt. Seitdem ist das ganze Zimmer Frieders Laufstall.

Mitten im Zimmer steht das Schaukelmotorrad. Am Heiligen Abend stand es unter dem Weihnachtsbaum. Es war eine große Überraschung. Sie hatten sich etwas ganz anderes gewünscht: ein Schwesterlein.

Das alles ist ein paar Monate her. Das Schaukelmotorrad ist so großartig, daß sie das Schwesterlein ganz vergessen. Peter stellt auch fest, daß ein Schwesterlein jetzt nur im Wege wäre. Für vier hat das Schaukelmotorrad keinen Platz. Aber eines Tages klettert der kleine Frieder vorne auf das Motorrad. Er setzt sich auf das hölzerne Vorderrad und hält sich an der Lenkstange fest, so schaukelt er rückwärts. Der Platz auf dem Tank ist frei. Peter merkt es zuerst. Schon springt er in die Küche. „Mutter, Mutter!“ ruft er,

„wir wollen doch ein Schwesterlein haben.“ Und er zieht die Mutter an der Schürze in das große Zimmer. Die Mutter versteht natürlich, daß da ein Platz frei geworden ist. Aber sie hat ihre Bedenken. Frieder ist doch noch so klein. Und die drei Schlingel machen der Mutter soviel Arbeit. Das Schaukelmotorrad steht still. Peter und Michel müssen nachdenken. Selbst Frieder schweigt.

Auf einmal sagt Peter: „Aber wenn unser Schwesterlein noch so klein ist, dann kann es ruhig schon kommen.“ Michel fragt, ob es so groß sei, wenn es käme. Und er zeigt mit den kleinen dicken Händchen zehn Zentimeter an. „Nein“, sagt die Mutter, „so klein kann es nicht zu uns kommen. Wenn es noch so klein ist, schläft es bei seiner Mutter.“ Das wissen Peter und Michel noch, denn der Frieder hat ja auch bei der Mutter geschlafen. Manchmal hat er auch mit dem Füßchen die Mutter geboxt. Die Mutter hat es ihre Buben mit den Fingern fühlen lassen.

Jetzt erinnert sich Peter wieder, daß es der Mutter manchmal schwer war, bevor Frieder geboren wurde. Sie war oft müde. Peter versteht, daß die Mutter Bedenken hat. Und die Mutter sagt, daß sie jetzt kein Kind bekommt. Da ruft Michel: „Weißt du, Mutti, wir wollen ein Schwesterlein vom lieben Gott, nicht von dir.“ Da ist auch Peter begeistert, und selbst der kleine Frieder klatscht in die Hände.

„Ja“, sagt die Mutter, „wenn es so ist, dann müßt ihr auch mit dem lieben Gott darüber reden.“

Da sitzen die drei auf ihrem Schaukelmotorrad und falten die Hände und bitten den lieben Gott um ein Schwesterlein. Aber dann schaukeln sie wieder, ganz wild und laut. Und schließlich fällt Frieder vom Vorderrad herunter, weil er die Lenkstange losgelassen hat. Es gibt ein großes Geschrei, und Peter und Michel lassen den Schreihals allein. Und als Frieder merkt, daß ihm keiner mehr zuhört, hört er auf zu schreien und läuft wieder durch das Zimmer.

Peter und Michel aber sitzen im Garten in einer Ecke und sprechen vom Schwesterlein. Sie möchten gerne wissen, ob der liebe Gott auch zugehört hat, als sie vorhin beteten. Und dann möchten sie natürlich auch gerne wissen, wie lange sie noch warten müssen, bis

das Schwesterlein vom lieben Gott zu ihnen kommen kann. Und endlich erklärt Peter, das sei dann sein Schwesterlein. Michel stampft mit dem Fuß in den Kies: „Das ist unser Schwesterlein, nicht nur deines.“ Aber Peter läßt sich nicht irre machen: „Ich bin der älteste Bub, und unser Schwesterlein wird das älteste Mädchen sein. Also gehören wir zusammen. Du kriegst dann das nächste Schwesterlein, du bist ja der zweite.“ Michel ist zwar erst drei Jahre alt, aber das versteht er auch. Er sagt: „Also gehört Frieder erst das dritte Schwesterlein.“

Nach einer Weile aber fragt er: „Alle vom lieben Gott? Ob wir so viele bekommen werden, Peter?“

Das weiß Peter auch nicht. Aber Peter weiß, daß Mutter ja auch noch da ist. Mutter hat jedesmal für jeden der drei Buben etwas gehabt. Sie wird auch helfen, daß jeder sein Schwesterchen bekommt.

INHALT

JANUAR. Der erste Schnee	8
Hanni macht eine Besorgung	9
Von einem Sauerkraut ohne Wurst	13
Vom Zwerglein, das nicht aufstehen wollte	17
FEBRUAR. Ausfahrt	22
Der Nachbarsjunge	23
Streit in der Nacht	28
Gertrud hütet ihr Schwesterchen	31
MÄRZ. Die vier Jahreszeiten	36
Es ist erst März	38
Zwei kleine Heinzelmännchen	41
Fritzens Osterfest	44
Die neuen Holzschuhe	48
APRIL. Zwölf Ostereier	52
Bei Großvater zu Besuch	52
Das böse Hännchen	56
Frühling	59
Jimmy, der Affe	63
MAI. Mairegen	68
Die Geschichte von Pierewit	68
Wie es weiterhin mit Pierewit ging	72
Das Nest auf dem Birnbaum	76
Die Lehrerin ist krank	81
JUNI. Mückentanz	85
Die Kirschenreise	85
Anni und Luise	91
Zehn kleine dicke Schweinchen	95
Ein heißer Tag	99

JULI. Des Kirschbaums Gäste	104
Drei kleine Neger	105
Ein Geschenk für Fräulein Eule	110
Verstecken spielen	115
AUGUST. Der Mond	120
Muscheln	120
Ferienglück	126
Karlchen	131
Auf der Reise	134
SEPTEMBER. Birnen schütteln	140
Die große Reise der Puppe Lotte	141
Der verrirrte Schmetterling	148
Herbst	152
OKTOBER. Unter Gottes Schutz	154
Ein Freund für Goldlöckchen	155
Herr Möchtegern	162
Dobs, Wobs und Micki	165
NOVEMBER. Schnauz und Mieze	171
Ein neuer Pullover	172
In der alten Mühle	178
Von einem Eichhörnchen, das seinen Schwanz verlor	181
DEZEMBER. Von all den vielen Sternen	186
Dorchen und die komischen Äpfel	187
Erich geht auf Besuch	193
Auf der großen Heide	198
Das Weihnachtsfest auf der Heide	205
Drei Brüder wünschen sich ein Schwesterlein	220
Das alte Jahr vergangen ist	223

